

lischen securitas wäre es eine ganz normale Versuchung für katholische Beter —, wenn wir meinen, der Heilige Geist müsse uns, ja uns, helfen, die getrennten Christen zu unserem zwar katholischen, aber doch nicht immer ausgereiften und voll entfalteten wahren Glauben und zur Einheit der Kirche, wie wir sie heute darstellen, zurückzuholen. Es gibt sogar viele Gläubige, die meinen, sie hätten schon wer weiß was geleistet, wenn sie überhaupt als die daheimgebliebenen Söhne des gemeinsamen Vaters der getrennten Brüder gleich dem verlorenen Sohn gedenken und wenn sie nicht einfach sagen — was viele andere tun: von uns aus könnten sie auch fortbleiben, das Erbe ist wohl in unseren Händen! Solche Gläubigen machen sich natürlich nicht die geringsten Gedanken darüber, wo denn die Plätze sind, die man gegebenenfalls den Getrennten einräumen könnte, und die Rechte, die sie bisher genossen haben, und wo sie etwa ihre (unsere) Bibel hinlegen und aufstellen könnten, die sie ja mitbringen würden und die bei ihnen auf dem Altar und auf der Kanzel liegt, ganz zu schweigen von den kraftvollen Chorälen, in denen sich ihr Glaube ausspricht. Solche und ähnliche Gedanken würden erst dann aufkommen können, wenn das Gebet den Heiligen Geist nicht als Helfer und Diener unserer Wunschvorstellungen oder unserer theologischen Meinungen anruft, sondern wenn man ihn den Herrn unseres Betens sein läßt, damit er uns die Augen öffnen kann für das Ausmaß der Erneuerung unseres Glaubens und unserer Fixierung dessen, was die Einheit der Kirche ist, eine Erneuerung, ohne die es den getrennten Christen bei uns nicht gefallen würde. Wollten die Gläubigen sich dem Heiligen Geiste, den sie anrufen, wirklich überlassen, so daß er sie in alle Wahrheit führen kann, und nicht versuchen, ihn zu führen, so wäre sicher ein aussichtsreicher Anfang für eine Wiedervereinigung gemacht. Auch der Klerus sollte diese Haltung einnehmen. Für ihn gelten besondere Überlegungen, z. B. diese, daß die getrennten Christen nicht gewohnt sind, die bei uns landläufigen Vorstellungen von der Aussonderung des Priesterstandes nachzuvollziehen, Vorstellungen, die nicht etwa nur im Sakrament des Ordo ihren Ursprung haben, sondern auch in einer antiquierten Auffassung der Herrenrechte des priesterlichen Standes, die mittelalterlich-barock sein dürfte. Es müßte viel von der neutestamentlichen Auffassung der priesterlichen „Dienste“ in unser Bewußtsein eingehen, bis ein Evangelischer das Priestertum Jesu Christi und seiner Apostel in unserm katholischen Priestertum wiedererkennen könnte. An der Umwandlung unserer Vorstellungen vom Priestertum wird bereits von Exegeten und Pastoraltheologen gearbeitet, aber der Weg von ihren Büchern bis zur Ausbildung der jungen Theologen, die allzu rasch zum enfant gâté der Frommen werden und daran Schaden leiden, ist noch weit. Hier kann nur der Heilige Geist selber die Verwandlung vornehmen, ohne die jede Wiedervereinigung schon im Ansatz scheitern würde.

3. Die Gebetsmeinung des Heiligen Vaters ist sehr katholisch, weil sie *alle* Christen meint. Auch Pius XII. suchte alle Menschen, die auch nur eine Spur des Geistes Christi in sich bewahrt haben, anzusprechen und zu sammeln, nicht nur im Kultraum der Kirche, sondern auch schon in ihren Vorhöfen, den Bereichen der Gerechtigkeit und Liebe, die wesentlich auf die Kirche, den mystischen Leib Christi, hingeordnet sind (vgl. das katholische Votum „Die Herrschaft Christi über die Kirche und die Welt“; Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 280). Es ist die vor-

nehmste Aufgabe des Heiligen Geistes, das Zerstreute einzusammeln zur rechten Gottesverehrung, wie es in der Oratio der Missa ad tollendum schisma heißt. Von den Geeinten wird dort freilich nur gesagt, daß der Heilige Geist sie bewahren möge. Aber die Lesung aus dem Epheserbrief (4, 1—7, 13—21) sagt über das Maß dieser Bewahrung mehr aus. Der Heilige Geist ruft die Zerstreuten aus der Zerstreung heraus. Wie stark er darin ist, zeigt die unaufhaltsam rasche Entwicklung der Ökumenischen Bewegung der getrennten Christen. Da diese zunächst einmal eine bewährte brüderliche Gemeinschaft im Weltrat der Kirchen gefunden haben — wenn auch seine führenden Männer neuerdings darüber klagen, daß die Mitgliedskirchen an einer Föderation Genüge finden und nicht zur Einheit durchstoßen —, so ist es doch eine unerhörte Glaubenszumutung — *Mysterium fidei!* —, daß das Lehramt der Kirche von „allen Christen“ erwartet, sie sollten sich aufs neue von Gott einen Weg durch die Wüste führen lassen. Wohin? Unter eine Hierarchie, von der sie nicht nur Gutes gehört haben und erwarten? Wo ist die katholische Entscheidung zu dieser Zumutung? Wo lassen wir auch uns aus den Schutzmauern der Gewöhnung und der Gesetze herausrufen, so wie es der Epheserbrief des Apostels Paulus beschreibt, herausrufen aus dem Zustand unreifer und nicht einmal sehr folgsamer Kinder zum Vollalter der Fülle Christi, „daß wir alle zur Einheit des Glaubens gelangen“? Wir alle, auch die sehr bewahrten und selbständiger Beantwortung der Gnade Christi ungewohnten Katholiken. Ohne eine katholische Entscheidung im Gehorsam gegen den Ruf des Heiligen Geistes, ohne eine analoge Zumutung an unsern eigenen Glauben gibt es keine Erfüllung der Gebetsmeinung auf Seiten der Getrennten! Die Zumutung an uns selber darf wirklich nicht geringer sein als an alle übrigen Christen, sonst stößt die Gebetsmeinung sie nur ab, und sie sagen nur: „Ach, das kennt man von Rom, wieder einmal der Ruf zur Rückkehr in das gemeinsame Vaterhaus, aber das ist nicht unser Haus!“

Also was soll geschehen? Das ist keine gute Frage. Darüber erwarten wir ja gerade eine Belehrung durch den Heiligen Geist. Es gehört zu der eigentümlichen Hirtenführung Johannes' XXIII., der übrigens von den Protestanten Nordamerikas bereits als „Papst des guten Willens“ bezeichnet wird, daß er das Lehramt der Kirche, besser gesagt, sein eigenes oberstes Lehramt nicht überfordert, sondern daß er die ganze Kirche abhören läßt und ein hörender, ein die Wege des Heiligen Geistes erforschender Papst ist. Aber er erwartet von seinen Gläubigen das gleiche, damit durch ihr andauerndes Gebet der Heilige Geist über die Kirche und ihre Ämter Macht gewinnt. Wer den Heiligen Geist anruft, muß offen sein für Überraschungen und aufhören, schon alles wissen und selber machen zu wollen.

## Meldungen aus der katholischen Welt

*Aus dem deutschen Sprachgebiet*

**Jünger und  
Pharisäer. 4. Tri-  
konfessionelles  
Gespräch in Berlin**

Schon das vierte trikonfessionelle Gespräch ist nun von der Evangelischen Akademie Berlin gemeinsam mit dem dortigen Katholischen Bildungswerk, dieses Mal mit dem Thema „Jünger und Pharisäer“, veranstaltet worden (26.—28. Februar 1960; vgl. zuletzt

Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 463). Die bisherige Höchstzahl von 64 Teilnehmern — mehr dürften es nicht werden, wenn der echte persönliche Austausch erhalten bleiben soll — ergab sich vor allem aus der Anwesenheit zahlreicher katechetisch tätiger oder Theologie studierender Gesprächspartner, dank deren Gegenwart auch anspruchsvollere Referate nicht so „über die Köpfe hinweg“ gingen wie manchmal früher — und natürlich auch auf mehr Breitenwirkung des Erarbeiteten zu hoffen ist.

Zwei Referate galten den „historischen Pharisäern“ (d. h. nicht dem Idealtypus des „Pharisäers“). Dr. Hermann Levin *Goldschmidt* vom Jüdischen Lehrhaus Zürich betonte einleitend, es gelte nicht etwa nur, jenen einstigen Pharisäern, sondern in ihrer Gestalt dem Judentum — gerade auch vom Neuen Testament aus — besser als bisher gerecht zu werden. Ihre große geschichtliche Leistung innerhalb desselben sei der Brückenschlag vom jüdischen Altertum zum jüdischen Mittelalter. Sie lasse sich in fünf Aspekte aufgliedern:

1. An die Stelle von Tempel und Tieropfer haben sie den Gebetsgottesdienst der Synagoge und die moraltheologische Begriffsklärung im Lehrhaus treten lassen;
2. an die Stelle der ‚Boden-‘ die ‚Bibelständigkeit‘ des Volkes (nach R. Zipkes);
3. an die des kastenmäßig ausgesonderten levitischen Priestertums das allgemeine grundsätzlich aller Männer;
4. beginnt das Märtyrertum als „Sieg durch den Tod“ mit den makabäischen Märtyrern, deren Blut zum Samen des Pharisäerordens — und dessengleichen von seinen Angehörigen immer wieder verströmt — wurde;
5. haben die Pharisäer das Prinzip der ‚mündlichen Überlieferung‘ als Auslegungsnorm für das schriftlich festgelegte Gotteswort, gegen dessen starre Buchstaben-Diktatur bei den konservativen Sadduzäern, durchgesetzt.

Das zweite Referat des Talmud-Forschers Dr. Gerhard *Lisowski* galt dem Pharisäertum zur Zeit des Neuen Testaments und betonte vor allem sehr stark, daß die damaligen Rabbiner als „Juristen“ auf jede ihnen vorgelegte Frage eine praktikable begründete Entscheidung finden mußten; in sich selbst war ihr Normen-System völlig geschlossen und prinzipiell trotz großer Elastizität widerspruchsfrei; und wenn Jesus ihnen gegenüber etwa in der Scheidungsfrage auf das zurückgriff, was „im Anfang“ galt (Matth. 19, 9), so hatte er schon damit den gemeinsamen Diskussionsboden verlassen und letzten Endes göttliche Autorität eigenen Rechts beansprucht.

#### *Pharisäertum als katholische Lebensform*

Daß hier und nur hier „Christus und die Pharisäer“ in unüberbrückbarem Gegensatz zueinander standen, betonte — im Anschluß an das so betitelte neue Werk von Wolfgang Beilner (Wien 1959) — der katholische Hauptreferent der Tagung Dr. Willehad *Eckert* OP von der Albertus-Magnus-Akademie, welcher zugleich klar herausarbeitete, daß „das Positive am Pharisäertum in der katholischen Kirche fortlebt“, daß wir uns zu ihrem Eifer der Gesetzeserfüllung — unbeschadet unsrer in Christus naturgemäß verschiedenen Auslegung — auch unsererseits freudig bekennen.

Dagegen sah der evangelische, stark von Bultmann bestimmte Hauptreferent Dr. Günter *Klein* von der Universität Bonn auf Grund seiner Auslegung von Röm. 7 im Pharisäer nur die „Chiffre unserer eignen Vergangenheit“, soweit sie als bloße Aufrichtung eigener Gerechtigkeit

durch im Glauben neu geschenkte überwunden ist, und den historischen Vertreter bloß ‚formalen Gehorsams‘ gegenüber dem ‚verstehenden‘, den Jesus — unter radikaler Entzauberung der Welt — verkündet habe.

Aber: „Dies sollte man tun und jenes nicht lassen“ (Matth. 23, 23b), so unterstrich — wiederum an Beilner anschließend — Prof. Dr. Karl *Thieme*, Germersheim (Universität Mainz) in seiner biblischen Betrachtung über Matth. 23, 13—33 die unüberhörbare Mitte in des wirklichen Jesus siebenfachem Wehe — das wir als warnendes Wehe über „uns Theologen und Fromme“ hören sollten, wenn wir Jesu Christi Jünger sein wollen und nicht Pharisäer — gegenüber den Pharisäern.

#### **Was liest die Jugend der Sowjetzone?**

In einer Broschüre, die im Februar 1960 erschienen ist („Was liest die Jugend der Sowjetzone?“, Bonn 1960, 101 S.), versuchen Hermann Hartung und Gottfried Paulsen die Öffentlichkeit in der Bundesrepublik mit der Jugendliteratur der Sowjetzone bekannt zu machen, um zu zeigen, in welchem Ausmaß und mit welchen Methoden Partei und Staat das für die Erziehung der Jugend so wichtige Gebiet der Jugendliteratur ideologisch-kämpferisch aufgeladen haben. Im Dienste dieser ideologischen Uniformierung, in die man vom Kindergartenkandidaten bis zum Entlaßschüler der Berufsschulen alle Kinder und Jugendlichen hineinzuzwingen versucht, stehen nicht etwa nur die schöngestige Literatur (Jugendroman, Abenteuerbuch, Märchen), sondern auch die Bücher über Technik, Naturwissenschaft, Forschung, Reisen und Sport.

Die Einflußnahme von Partei und Staat auf die Jugendbuchproduktion der Zone wird durch besondere Organisationsformen gesichert: Sowohl der „Kinderbuchverlag“ wie der Verlag „Neues Leben“ in Berlin — die beiden führenden Jugendbuchverlage in der SBZ — sind „volkseigene Betriebe“ und werden direkt vom Kulturministerium bzw. von den entsprechenden Instanzen des Zentralkomitees der SED gelenkt und kontrolliert. Obwohl die vier anderen Kinder- und Jugendbuchverlage, die man noch zu den führenden rechnet, Privatunternehmen sind, nämlich der Alt-Berliner Verlag Lucie Groszer, der Alfred Holz-Verlag, Berlin, der Verlag Ernst Wunderlich, Leipzig, und der Gebrüder-Knabe-Verlag in Weimar, sind sie — was die Kontrolle durch den Staat betrifft — den gleichen Bedingungen wie die volkseigenen Verlage unterworfen, mit dem Unterschied allerdings, daß sie bezüglich der Papierzuteilung und in finanzieller Hinsicht nicht auf die Unterstützung der Partei zählen können, d. h., daß sie gegenüber den Staatsverlagen kräftig benachteiligt sind. Daraus ergibt sich die für diese Verlage seltsame Zwitterproduktion: sie müssen einerseits publikumswirksame Literatur herstellen, um existieren zu können, andererseits aber kommunistische Makulatur fabrizieren, um sich nicht die Gunst der Partei zu verscherzen.

Außer diesen ausgesprochenen Kinder- und Jugendbuchverlagen gibt es noch 26 Verlage in der Zone, die neben der Erwachsenenliteratur auch Bücher und Hefereien für die Jugend herausgeben, so z. B. den Aufbau-Verlag in Berlin, den Urania-Verlag in Leipzig oder den Verlag „Volk und Wissen“, ebenfalls in Berlin. Alle aufgeführten Verlage stehen unter dem gleichen Zwang: Die Klassikerausgaben, nach wie vor beliebt und sehr gefragt, dürfen nur im Rahmen der Pflichtprogramme neu auf-

gelegt werden, während die Produktion von Büchern mit einem „gesellschaftlich wichtigen“ Inhalt, von Partei und Staat ständig forciert, immer mehr ansteigt. Sogar ausgesprochene Bestseller, wie z. B. der Expeditionsbericht „Nanga Parbat 1953“, werden nicht mehr neu aufgelegt, da, laut „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ (Leipzig 19. 2. 55), „der gesellschaftliche Bedarf an Büchern, die unsere Jugend mit den Entwicklungsgesetzen in Natur und Gesellschaft bekannt machen oder die einen wirksamen Damm gegen die auch in unsere Republik eingedrungene Schmutz- und Schundliteratur zu bauen vermögen... größer ist als bei Büchern wie ‚Nanga Parbat 1953‘.“ Dieser Passus macht deutlich, welche Tendenz in den Verlagsprogrammen der SBZ zu dominieren hat.

### *Die Literatur für das Erstlesealter*

Sieht man sich die Produktion der Verlage, speziell die Literatur für das Erstlesealter, nun im einzelnen an, so fällt zunächst auf, daß sich hier die Kinderbücher viel weniger von der Erwachsenenliteratur unterscheiden als im Westen. Kindergeschichten sind in der Zone Anleitung und Vorbild für das alltägliche Leben des Kindes; es soll mit ihrer Hilfe rechtzeitig lernen, sich in die sozialistische Gesellschaft einzuordnen, um ein nützliches Mitglied des Staates zu werden. Typisch für das sogenannte „realistische Märchen“, nach dessen Muster z. B. „Katja und Martin“ von Ingeborg Friebel oder „Gaba, der kleine Grönländer“ von Gitz-Johansen geschrieben wurden, ist, daß anstelle der bösen Geister und Hexen kapitalistische Ausbeuter und imperialistische Agenten stehen, die aber zuletzt von den guten Kräften, dem befreiten Volk und dem Volkspolizisten, vernichtet werden.

Da man jedoch auf die beliebten alten Märchen der Brüder Grimm oder H. C. Andersens nicht ganz verzichten konnte, schrieb ein Autor des Kinderbuchverlages, der Germanist W. Pollatschek, die alten Märchen einfach „sozialistisch“ um. Er entfernte aus ihnen alle christlichen Vorstellungen und Bilder und änderte die Handlung des Märchens, wenn sie der sozialistischen Ideologie nicht entsprach. Diese willkürlichen Zusätze oder Abstriche, die den Sinn der Märchen zerstörten, fanden jedoch nicht den Beifall der Bevölkerung; im Gegenteil, es entstand bald in breiten Kreisen eine Art Anti-Pollatschek-Bewegung, so daß man sich gezwungen sah, ab 1956 die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm wieder in ihrer ursprünglichen Form herauszugeben.

Neben diesen großen Meistern der Erzählkunst finden wir nur noch wenige bedeutende Kinderbuchautoren der alten Zeit wieder, so z. B. Heinrich Hoffmann mit dem berühmten „Struwwelpeter“, Wilhelm Hauff mit dem „Kleinen Muck“ und E. T. A. Hoffmanns Märchen vom „Nußknacker und Mäusekönig“. Diese Bücher sind gut ausgestattet und dabei preiswert, so daß sie mit den entsprechenden westdeutschen Ausgaben mühelos konkurrieren können. Leider ist ihre Auflagenhöhe — da ihr Inhalt tendenzlos und unverfänglich ist — beschränkt. Die Kinder sollen ja nicht diese Bücher lesen, sondern solche, die mit den „Errungenschaften und Institutionen der DDR“ bekannt machen. Das geschieht z. B. in dem Bilderbuch „Geburtstag im Kindergarten“ von Erika Engel mit Illustrationen von Günter Hain, in dem die Vier- und Fünfjährigen Freundschaft mit der Volkspolizei schließen, oder in dem Buch „Unser Schiffchen fährt durch Deutschland“ von Ursula Peter und Ingeborg Meyer-Rey, einer

Schwarzweißmalerei, die schon in den Kleinen den Haß zu wecken versucht. Da die zoneneigenen Autoren anscheinend für diese Art von Produktion nicht ausreichen, greift man auch auf geeignete ausländische Schriftsteller zurück, wie z. B. auf die Italienerin Gianna Rodari mit ihrem „Zwiebelchen“, einer hübsch verpackten Klassenkampfgeschichte, oder auf die Erzählung des tschechoslowakischen Märchendichters Pavel Kohout „Das Herz eines Jungen aus dem Ural“, in der Heldentum und Opferbereitschaft des Sowjetvolkes im „Großen Vaterländischen Krieg“ besungen werden.

Für diese Literatur des Erstlesealters in der Zone läßt sich feststellen: Schon bevor das Kind überhaupt lernt, in Begriffen zu denken, wird es dazu erzogen, den sozialistischen Staat und seine Einrichtungen zu lieben, alles aber, was diesem Staat feindlich gegenübersteht, zu hassen und zu bekämpfen.

### *Die Jugendliteratur der SBZ für die Älteren*

Die Jugendliteratur der SBZ für die 10- bis 16jährigen läßt sich nach Hartung und Paulsen in sieben Gruppen gliedern:

#### *Klassische Autoren*

An erster Stelle stehen die Werke der klassischen Jugendbuchautoren. Sie haben relativ hohe Auflagen. Da sie nur schwer „sozialistisch“ ausgefüllt werden können, das Publikum also bei ihnen keine unliebsamen Überraschungen zu erwarten hat, ist die Nachfrage nach ihnen größer als das Angebot. Zu dieser Gruppe gehören Werke von Büchner, Eichendorff, Goethe, Gogol, Lessing, Hebbel, Herder, Heine, Hölderlin, Gottfried Keller, Kleist, Puschkin, Schiller, Seume, Shakespeare, Storm, Tolstoi, Tschchow und Tucholsky. Neben diesen ausgesprochenen Klassikern finden wir auch gute alte Bekannte wieder, wie „Onkel Toms Hütte“ von Beecher-Stowe, den „Lederstrumpf“ von Cooper, Stevensons „Schatzinsel“, „Robinson Crusoe“, Grimmelshausens „Simplizissimus“ u. a. Nur Karl May fehlt in dieser Reihe, da die Diskussion über seine „Zulässigkeit“ immer noch nicht abgeschlossen ist. An seiner Stelle versucht man „Die Söhne der großen Bärin“ von Liselotte Welskopf-Henrich, der „first lady“ unter den Schriftstellerinnen der Zone, an den Mann zu bringen. Dieses Buch ist tatsächlich ein Abenteuerroman aus dem Leben der Indianer von künstlerischem Rang, in dem das herkömmliche Klischee verkitschter Wildwestromantik überwunden wurde. Seine Autorin erhielt 1951 den 1. Preis für Kinder- und Jugendliteratur dafür. Die Schriftstellerin, die als Dozentin für griechische Geschichte und Alte Geschichte an der Humboldt-Universität tätig ist, schrieb außerdem noch die Kindererzählung „Drei Wassertropfen“, die den Kindern unmerklich geographische und physikalische Kenntnisse vermittelt, wie auch die drei Erzählungen „Hans und Anna“, die der Jugend historisches Wissen überliefern sollen.

#### *Historische Erzählungen*

„Hans und Anna“ gehören schon zur zweiten Gruppe der Jugendbücher, nämlich zu den historischen Erzählungen. Hier sind die bedeutendsten „Die Geschichte unseres Vaterlandes von 1900 bis zur Gegenwart“ des Historikers Jürgen Kuczynski, ferner der historische Roman „Die Vitalienbrüder“ von Willi Bredel, der das Leben Klaus

Störtebekers behandelt, und schließlich die Biographien des suspendierten Schweriner Dompfarrers Karl Kleinschmidt über Thomas Müntzer und Ulrich v. Hutten. Auch die Jugendromane „Die Fahne des Pfeiferhänsleins“, ein Buch über den deutschen Bauernkrieg, und „Das große Abenteuer des Kaspar Schmeck“, ein Thema aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, von Alex Wedding gehören zu den historischen Erzählungen, bei denen neben der Sozialkritik ein kämpferischer Optimismus vorherrscht. Die Autorin der letzten beiden Bücher, die aus Verbundenheit mit dem Berliner Milieu das Pseudonym „Wedding“ wählte, heißt in Wirklichkeit Grete Weiskopf und ist die Witwe des 1955 verstorbenen Franz Carl Weiskopf. Sie verfaßte auch noch das bekannte Buch „Das eiserne Büffelchen“, das ihr u. a. 1956 den sowjetzonalen Goethepreis einbrachte.

Neben der Darstellung rein historischer Stoffe findet sich in der Jugendliteratur der SBZ auch eine Mischung von Historie und Zeitgeschichte, wie z. B. die reich gebildete Fibel „Deutschland, du liebe Heimat“. Sie bietet einen Querschnitt durch Landschaft, Geschichte, Volkskunst und Mundarten Deutschlands und vereinigt hier in bunter Reihe Goethe, Heine, Storm, Büchner, Fontane und Rilke mit „fortschrittlichen“ Autoren wie Johannes R. Becher und Irma Thälmann, der Tochter Ernst Thälmanns. Auch Wilhelm Pieck, der Präsident der SBZ, darf in diesem Kreis nicht fehlen.

#### *Die kommunistischen Bewegungen in der Sowjetunion und in den Ostblockstaaten*

Ein verhältnismäßig großer Teil der Jugendbuchproduktion der Zone wird von den in- und ausländischen Autoren bestimmt, die die Geschichte der kommunistisch-revolutionären Bewegung der Sowjetunion und der Ostblockstaaten behandeln. Als Vorbilder werden hier der mitteldeutschen Jugend die russischen Schriftsteller Maxim Gorki („Über die Jugend“), Arkadij Gaidar („Timur und sein Trupp“), Nikolai Ostrowski („Wie der Stahl gehärtet wurde“) und Alexander Fadejew („Die junge Garde“) angepriesen. Das in diesen Büchern immer wiederkehrende Motiv ist der Kampf der russischen Jugend während der Oktoberrevolution gegen die feindlichen Truppen des Westens oder — zur Zeit des „Großen Vaterländischen Krieges“ — gegen die „Faschisten“. Dabei ist zu bemerken, daß im sowjetischen Sprachgebrauch unter „Faschisten“ stets nur die deutsche Armee verstanden wird. All diese Werke sind Hymnen auf die Vaterlandsliebe und Haßgesänge auf den Feind. Besonders hervorzuheben ist das aufrichtige Buch von Makarenko „Der Weg ins Leben“; es schildert den Kampf eines Erziehers um die Besserung einer Gruppe verwilderter Jugendlicher in der Zeit nach der Oktoberrevolution. Der Erzieher versucht, durch gutes Beispiel die Jungen zur Einsicht zu bringen, was ihm nach vielen Fehlschlägen schließlich auch gelingt. Obwohl dieses Buch auf Grund ganz bestimmter russischer Voraussetzungen geschrieben wurde, dient es heute als Grundlage zur Jugenderziehung in der SBZ.

Neben diesen „Meisterwerken des sozialistischen Realismus“ finden sich noch einige Durchschnittsromane, die nur eine propagandistische Aufgabe haben, wie z. B. die Erzählung „Maxim Perpeliza“ von Iwan Stadnjuk, die die Wehrbereitschaft der Jugend anspornen soll.

Besondere Beachtung schenken die Kulturfunktionäre der Zone auch dem „Klassenkampf“ der Vergangenheit. Die

Schriftsteller werden immer wieder aufgefordert, ihre Motive aus dieser Themengruppe zu wählen. Zu diesen Romanen zählen „Sturm auf Essen“ von Hans Marchwitza — ein Buch, das den Kapp-Putsch zum Hintergrund hat — oder „Buttje Pieter und sein Held“, in dem Max Zimmering von Ernst Thälmann erzählt.

#### *Gesellschaftskritik an „kapitalistischen“ Ländern*

Einen wichtigen Platz unter den Jugendbüchern der Zone nimmt ferner die Literatur über die unterdrückten Völker und die politisch Verfolgten ein. Ein Beispiel für diesen Jugendbuchtyp ist das Buch von Curt Corrinth „Die Sache mit Paker“. Corrinth, der als Verfasser des Schauspiel „Trojaner“ schon seit 1929 bekannt ist, zählt zur literarischen Prominenz der Zone und analysiert auch in diesem Werk am Beispiel des Schicksals des Obertertianers Lewin das Rassenproblem zwischen Deutschen und Juden, wobei Westdeutschland als Hort des Nationalismus und des Rassendünkels entlarvt wird. Das Buch fand den Gefallen der Partei und diente der DEFA als Stoff für den Film „Zwischenfall in Benderath“. Ebenfalls verfilmt wurde das Buch von B. Traven „Rebellion der Geheuten“. Trotz seiner Blutrünstigkeiten wird seine Lektüre der Jugend empfohlen, da es die Unterdrückung und Ausbeutung der Indios durch die kapitalistischen Eroberer anschaulich schildert. Gleiches gilt auch für die Bücher „Trini“ und „Neger Nobi“ von Ludwig Renn. Dieser Autor, der eigentlich Arnold Vieth von Golssenau heißt, ist eine der interessantesten Gestalten der mitteldeutschen Schriftstellerprominenz. Er wurde schon vor dem zweiten Weltkrieg durch seine Kriegsromane berühmt und ist heute durch die Geschichte des Indianerjungen Trini einer der populärsten Jugendbuchautoren der SBZ, wie eine Leserumfrage von 1957 ergab.

Um die Sünden der Kapitalisten anzuprangern, muß man jedoch nicht immer Neger und Indios beschreiben. Laut Parteimeinung gibt es in allen kapitalistischen Ländern Unterdrückte und Verfolgte. So bleibt Valentin Rabis (Pseudonym), ein in der Bundesrepublik lebender kommunistischer Jugendbuchautor, gleich zu Hause und schildert in seinem Erstlingswerk „Die Brücke von Kassel“ die Tat junger westdeutscher „Friedenskämpfer“, die in der Brücke von Kassel Sprenglöcher zumauerten und dafür von den Amerikanern ins Zuchthaus geworfen wurden. Für sein Buch „Am seidenen Faden“, das „die Scheinblüte des westdeutschen Wirtschaftswunders entlarvt“, erhielt Rabis 1957 den Literaturpreis des FDGB („Tribüne“ v. 15. 6. 57).

Vom Klassenkampf vergangener Jahrzehnte erzählt der früher auch bei uns vielgelesene Martin Andersen Nexö in seinen künstlerisch wertvollen und menschlichen Büchern „Ditte Menschenkind“ und „Pelle, der Eroberer“, wobei in Ditte das Dulden der Armen verurteilt wird, während Pelle als Symbol für den Sieg der Unterdrückten gilt.

#### *Der zweite Weltkrieg und die Widerstandsbewegung*

Anfang Oktober 1957 verpflichteten sich auf einem Schriftstellerkongreß in Potsdam die Autoren der Zone, „... den zweiten Weltkrieg in der Literatur unserer jungen Republik endlich wertend zu behandeln“. Die SED forderte von ihnen eine „volkstümliche Kriegsliteratur“, die in der Lage sein müsse, vor allem die Jugend zu „patriotischer Verteidigungsbereitschaft“ zu erziehen.

Der Erfolg dieser Aufforderung zeigte sich bald in einer Flut von knallig aufgemachten Groschenheftchen, die unter Titeln wie „Zur Abwehr bereit“ oder „Gewehre in Arbeiterhand“ erschienen. Sie sind eine Mischung von billigem Reißer und ernstgemeinter Widerstandsliteratur. Ein bedeutendes Buch über die antifaschistische Widerstandsbewegung im KZ ist „Das siebte Kreuz“ von Anna Seghers, das, obwohl kein Jugendbuch, zur Pflichtlektüre der mitteldeutschen Jugend gehört. Eines der wichtigsten Ereignisse des deutschen Widerstandskampfes, die Geschehnisse des 20. Juli 1944, wurde von Wolfgang Schreyer in seiner Erzählung „Das Attentat“ dargestellt, allerdings, wie üblich, mit zweckbestimmter Färbung.

#### *Das „neue Leben in der DDR“*

Ein Sorgenkind der Kulturfunktionäre der SBZ ist die Literatur über das „neue Leben in der DDR“. Sie behandelt meist den Kampf der Partei um die Errichtung der neuen sozialistischen Gesellschaft, wobei sie den Widerstand von Außenseitern (oder „verstockten Klassenfeinden“) zu überwinden hat. Zuletzt siegt aber immer das „sozialistische Bewußtsein“, so z. B. in dem Musterbuch dieser Gattung, „Tinko“ von Erwin Strittmatter. Dieser Autor, der vor dem zweiten Weltkrieg Bäcker war und erst nach Kriegsende über die Laufbahn eines Volkskorrespondenten zum „Volkspoeten“ aufstieg, erhielt für seinen Roman „Tinko“, der das Problem der Kollektivierung der Landwirtschaft behandelt, den Nationalpreis I. Klasse. Er versteht es sehr geschickt, seine ideologischen Belehrungen heiter und volkstümlich zu verpacken, wie z. B. in seiner Liebesgeschichte „Paul und die Dame Daniel“, so daß er gern gelesen wird. Neben diesem Musterbeispiel sozialistischer LPG-Literatur gibt es noch eine Fülle von Erzählungen und Romanen, die das gleiche Thema behandeln, jedoch nicht ausschließlich für die Jugend bestimmt sind.

Ein ausgesprochener Mangel herrscht in der Jugendliteratur der SBZ an Mädchen- und Liebesromanen, was verständlich ist, denn private Beziehungen zwischen Menschen lassen sich nur sehr schwer „sozialistisch-fortschrittlich“ gestalten. Zu den wenigen „mutigen“ Schriftstellern, die sich an dieses heikle Thema gewagt haben, zählen Lilo Hardel mit ihrem Buch „Karlas große Reise“ und Werner Bauer, der in seinem Roman „Eine Freundin wie Gerda“ das Kollektiv als Erzieher auftreten läßt. Auch die Bücher „Es geht nicht ohne Liebe“ von Jan Koplowitz und „Seine Freundin Ruth“ von Elfriede Brüning kann man zu den Versuchen zählen, die „Liebe“ für den „Fortschritt“ einzuspannen.

#### *Technik, Naturwissenschaft, Sport und Reisen*

Noch interessanter ist das Experiment, das im Zuge der allgemeinen Sozialisierung und Kollektivierung mit der Themengruppe Technik, Naturwissenschaft, Reisen und Sport gemacht wurde. Da die Sowjetunion nach Meinung der SED auf all diesen Gebieten die führende Weltmacht ist, ging man einfach dazu über, Übersetzungen aus dem Russischen, wie z. B. „Die Maschine, dein Helfer“ von A. Krylow oder „Erzählungen vom Auto“ von S. Klementjew zu publizieren, da man hier schon die Garantie für ideologische Unfehlbarkeit hatte. Was Reise- und Abenteuerbücher betrifft, so zeigt uns der schon erwähnte Walter Pollatschek, wie man Fahrten mit sozialistischer

Propaganda verbinden kann, in seinem Reisebericht „Über vier Meere“, und der „Sportler der sozialistischen Gesellschaft“ wird uns in „Täve, das Lebensbild unseres populärsten Sportlers“ von Klimaschewski, einem Porträt des bekannten Magdeburger Radfahrers Schur, vorgestellt. Über naturwissenschaftliche Fragen unterrichtet das Buch „Die Natur im Weltbild der Wissenschaft“ von Walter Hollitscher. Das wichtigste populärwissenschaftliche Werk der Zone aber ist die Kollektiv-Produktion verschiedener Wissenschaftler „Weltall, Erde, Mensch“, das auch zur Jugendweihe überreicht wird (vgl. Die Welt der Bücher 1955, S. 133).

#### *Antireligiöse Literatur*

Da der Sieg des Sozialismus nach der Schrift von Hermann Scheler „Die Stellung des Marxismus-Leninismus zur Religion“ „...ohne die Überwindung der Unwissenheit und des Obskurantismus in Form von religiösem Glauben“ unmöglich ist, muß dieser „Aberglaube“ vernichtet werden. Diesem Zweck dienen u. a. vor allem die Romane „Im Schatten des Kreuzes“ von Burkhard Homolla, „Der Ketzer von Naumburg“ von Rosemarie Schuder und Helmut Rohlf’s „Pfarrer Lohkamp“. Hier werden Glaube und Dummheit, Kirche und Inquisition, Geistlicher und Heuchler gleichgesetzt, um den Jugendlichen den Glauben an „die Sinnlosigkeit jeglichen religiösen Lebens“ einzuimpfen.

#### *Aus dem Vatikan*

**Ein Dekret über den Kommunionempfang am Abend** Das Heilige Offizium hat am 21. März 1960 ein Dekret erlassen, wodurch den Bischöfen gestattet wird, die Spendung der Kommunion zu jeder Tageszeit auch außerhalb der heiligen Messe zu erlauben.

In dem Dekret heißt es: „Canon 867 § 4 hat bestimmt, daß die heilige Kommunion nicht außerhalb der Tageszeiten gespendet werden darf, zu denen das Meßopfer dargebracht werden kann, wenn nicht ein vernünftiger Grund etwas anderes nahelegt“.

Nun wurde durch die Konstitution *Christus Dominus* vom 6. Januar 1953 die Disziplin in bezug auf das eucharistische Fasten gemildert und den Ortsordinarien die Vollmacht erteilt, an gewissen Tagen die Feier der Messe in den Abendstunden zu gestatten (nr. VI). Durch die der Konstitution beigefügte Instruktion des Heiligen Offiziums wurde festgestellt, daß die Gläubigen nach Belieben innerhalb dieser Messe oder unmittelbar davor und danach zur heiligen Kommunion gehen dürfen, sofern sie die Normen der genannten Konstitution (nr. 15) hinsichtlich des eucharistischen Fastens beachtet haben.

Als dann wurde durch das Monitum vom 22. März 1955 eingeschärft, daß diese Erlaubnis „im Hinblick auf das Gemeinwohl der Gläubigen“ gegeben worden ist und sich darum in den Grenzen desselben zu halten hat.

Weiterhin wurde durch das Motu Proprio *Sacram Communionem* vom 19. März 1957 den Ortsordinarien die Vollmacht gegeben, die Feier der Abendmesse auch „für jeden Tag zu gestatten, wenn das geistliche Wohl eines beträchtlichen Teils der Gläubigen das verlangt“.

Der Vergleich dieser Dokumente mit dem Text des oben genannten Canon veranlaßte die Frage, ob der letzte Satz jenes Paragraphen noch voll in Kraft bleibe, so daß jeder vernünftige Grund genügt, um die heilige Kom-

munion am Nachmittag auch unabhängig von der Feier der Messe zu erbitten und zu spenden.

Auf diese Frage hat diese Oberste Heilige Kongregation beschlossen zu antworten, daß die genannte Klausel zwar nicht formell aufgehoben ist, jedoch seltener angewandt werden kann, da nach der Milderung des eucharistischen Fastengebotes nicht so leicht ein vernünftiger Grund gegeben ist. Da das aber durchaus nicht ausgeschlossen ist und die Feier von Abendmessen nicht immer und überall ermöglicht werden kann, können die Ortsordinarien gestatten, daß die Bestimmungen der genannten Dokumente des Heiligen Stuhles über die Spendung der Kommunion in Abendgottesdiensten, wenn keine Messe stattfindet, auch in Verbindung mit einer vom Ortsordinarius zu bestimmenden Andacht in den Nachmittagsstunden angewendet werden können, und zwar in Pfarrkirchen und anderen Kirchen sowie in den Kapellen von Krankenhäusern, Gefängnissen und Anstalten.

Durch diese Genehmigung wird sowohl dem Gemeinwohl mehr Rechnung getragen als auch dafür gesorgt, daß die Seelsorger nicht durch häufige Bitten der Gläubigen an der Erfüllung ihrer heutigen Apostolatspflichten gehindert werden.“

**Die Feierlichkeiten bei der Kreierung der neuen Kardinäle** Als Papst Johannes XXIII. am Sonntag, dem 27. März, den römischen Vorort Garbatella besuchte und an die dort versammelten Gläubigen eine kurze Ansprache hielt, erwähnte er zuletzt noch die Ernennung der sieben neuen Kardinäle, deren Namen der „Osservatore Romano“ bereits am 4. März veröffentlicht hatte (vgl. ds. Jhg., S. 294), und fügte hinzu, er habe noch weitere drei Kardinäle „in pectore“ ernannt und damit einen alten Brauch wieder aufgegriffen. Diese Ernennung von Kardinälen „in pectore“ — in der Brust — des Papstes bedeutet, daß ihre Namen jetzt noch nicht bekanntgegeben werden und nur der Papst selber sie kennt, daß sie aber zu gegebener Zeit, wenn ihre Ernennung bekanntgegeben wird, das Rangalter erhalten, das ihnen nach dem Wahldatum „in pectore“ zukommt. Einer der bekanntesten Fälle von „in pectore“ ernannten Kardinälen der jüngsten Geschichte war der Kardinal Bertram von Breslau, den Papst Benedikt XV. bereits bei dem Konsistorium vom 4. Dezember 1916 „in pectore“ gewählt hatte, dessen Wahl aber erst nach Kriegsende bekanntgegeben worden ist. „Unter den heutigen Umständen liegt es nahe, die Ausgezeichneten in den östlichen Ländern von Litauen bis China zu suchen“ („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 29. 3. 60). In vatikanischen Kreisen gehen begreiflicherweise auch noch verschiedene andere Vermutungen um. Auch Papst Pius XI. hat Kardinäle „in pectore“ kreierte; Gründe zu einer solchen Zurückhaltung des Namens der Erwählten können in der augenblicklichen Unersetzbarkeit des Erwählten oder in Hindernissen liegen, derentwegen die Wahl in einem bestimmten Moment nicht vollzogen werden kann. Gültigkeit erhält die Ernennung „in pectore“ immer erst mit der öffentlichen Verkündigung und durch das Konsistorium, dann freilich mit zurückdatiertem Rangalter.

Am 28. März fand in der Konsistorienaula des Vatikanpalastes das Geheime Konsistorium statt, bei dem Papst Johannes XXIII. die neuen Kardinäle kreierte, neue Bischöfe ernannt und Ernennungen von Erzbischöfen und Bischöfen aus der letzten Zeit verkündet wurden, schließ-

lich die Heiligsprechung des Seligen Johannes Ribera, Bekenner, Patriarch von Antiochien, Erzbischof von Valencia, angekündigt wurde.

#### *Die Ansprache des Papstes im Geheimen Konsistorium*

In seiner lateinischen Ansprache vor den versammelten Kardinälen und anderen hohen Würdenträgern der Kurie betonte der Papst, die neuen Kardinäle seien, im Vergleich mit den Ernennungen der beiden früheren Konsistorien seines Pontifikates, „diesmal unter noch kühnerer Erweiterung des Horizonts gewählt worden und bereichern das Heilige Kollegium mit hervorragenden und wohlverdienten Kirchenmännern, die ansehnlichen Teilen der Herde Christi angehören, die in fernen Ländern leben, aber deswegen nicht minder reich an Vitalität und Verheißung sind. Wir werden daher einen Kardinal aus Japan, einen von den Philippinen und einen dritten aus Tanganjika in Ostafrika haben: sie alle sind in gleicher Weise zur Verherrlichung Gottes geschaffen, der die Völker heiligt ohne Unterscheidung der Sprache, Herkunft oder Farbe und zu allen die gleiche Frohbotschaft gelangen läßt nach dem Wort: ‚Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen: lehret alle Völker‘ (Mark. 16, 15; Matth. 28, 19).

Dieses Ereignis, das tatsächlich in der Geschichte der Kirche und der Völker völlig neu ist, stellt nur die Besiegelung einer alten Lehre und einer zweitausend Jahre alten Überlieferung dar, angefangen mit der genauen Angabe in der Apostelgeschichte des hl. Lukas (Kap. 8, 26—40), der uns von der Taufe des mächtigen Ministers der Königin Kandake von Äthiopien durch die Hand des Diakons Philippus berichtet, bis zu der wunderbaren Blüte der katholischen Missionen auf dem afrikanischen Kontinent, dem sich Unser Blick und Unser Herz mit Vertrauen und Freude zuwendet. Christus ist der Erlöser aller Menschen und aller Völker: er hat für jede Nation ihre eigene Zeit festgesetzt, und seine Kirche wohnt ihrer Entfaltung bei, weint mit ihnen und tröstet sie in ihren vielfältigen schweren Prüfungen, feiert ihre Verdienste und jubelt über ihre Glaubenssiege . . .“

Der Papst wies dann auf die Worte des Priesters in der Messe beim Gebet für die Kirche hin, „die Du auf dem gesamten Erdkreis befrieden, behüten, einigen und lenken mögest“: „...Das soll das Kardinalskollegium veranschaulichen, wenn es nun durch die edle Anwesenheit von Mitgliedern erweitert wird, die erlesenen Teilen der Herde Christi angehören, die schon seit Jahrhunderten unterwegs sind zur Teilnahme an den Glaubensschätzen der gesamten Katholizität.“

Der Papst erwähnte dann auch noch das künftige Ökumenische Konzil, auf das auch diese dritte Kardinalskreierung seines Pontifikats bezogen werden müsse, für das Energien und Zeugnis von Personen der verschiedensten Herkunft benötigt werden, da nur dann erkannt werden könne, was die einzelnen Teile der Christenheit am notwendigsten brauchen, und nur so auch die Klarheit der Lehre und der Disziplin, das Wachsen der Lebendigkeit und des christlichen Apostolats herausgearbeitet werde.

Die Bedeutung, die der Papst der Aufnahme der drei Kardinäle anderer Rasse in das Kardinalskollegium beimißt, wurde auch dadurch hervorgehoben, daß bei der Zeremonie der Verteilung der Birette am 30. März die Alumnen des Päpstlichen römischen Kollegs der Propa-

ganda Fide und des Kollegs des hl. Apostels Petrus anwesend sein durften. Die drei neuen Kardinäle von Tokio, Manila und Rutabo wurden auch hier wieder besonders angeredet: „Sagt euren frommen und starken Völkern, daß der Papst sie liebt, und daß er bei der heutigen Gelegenheit sein Herz schmelzen fühlt wie der greise Simeon, als er den neugeborenen Erlöser der Welt in den Armen hielt. Wir halten eure Gemeinschaften nicht über die Taufe: aber Wir dürfen im Geiste demütig frohlocken im Herrn, daß Wir euch zum erstenmal das Zeichen der römischen Kardinalswürde übergeben haben in der Gewißheit, daß dieses Symbol der Einheit mit dem Stuhl Petri auch ein fruchtbarer Same neuer Kraft für unsere heilige Religion in künftigen Jahrhunderten ist.“

Der Kardinalspurpur ist eine Ehre, die Wir den Missionaren und dem einheimischen Klerus erweisen, die auf mühsamem Weg und oft unter Tränen und Martyrertum den Anbruch dieses glücklichen Tages vorbereitet haben...“

Der lange begeisterte Applaus, der in der riesigen Benediktionsaula ausbrach, als der Erzbischof von Rutabo, Laurian Kardinal Rugambwa, die Stufen zum Papstthron erstieg, um das Kardinals birett in Empfang zu nehmen, erschien — wie „Corriere della Sera“ (31. 3. 60) schreibt — wie die Stimme all derer, die die Rassendiskriminierung verabscheuen und in dem Entschluß Johannes' XXIII. eine Tat von historischer Bedeutung und eine Lehre nicht nur der christlichen Liebe, sondern auch der Menschlichkeit gegenüber der ganzen Welt sehen.

**Der Papst an die Ordensoberen über die religiösen Probleme Lateinamerikas**

Papst Johannes XXIII. hat die Generaloberen und -oberinnen der Orden und der religiösen Institute in Rom durch die Vermittlung der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika und

unter dem Protektorat der Religiösenkongregation zu einer Sonderaudienz am 25. März 1960 zu sich gerufen, um ihnen nochmals die religiösen Probleme Lateinamerikas ans Herz zu legen. Die Sorgen der Kirche um Lateinamerika sind dem Papst bereits kurz nach seiner Erhebung auf den Stuhl Petri durch den lateinamerikanischen Bischofsrat CELAM nahegebracht worden, der Mitte November 1958 seine dritte feierliche Zusammenkunft seit seiner Gründung in Rom abhielt und am 15. November 1958 von Papst Johannes in Audienz empfangen wurde.

Bei der damaligen Tagung wurde bereits betont, wie sehr die Kirche in Lateinamerika auf die Hilfe der Orden, Kongregationen und weltlichen Institute der Gesamtkirche angewiesen sei. „Es handelt sich darum“, so sagte der Papst in der Ansprache an die Ordensoberen und -oberinnen am 25. März dieses Jahres, „die wunderbaren Kräfte der alten Orden, der zahlreichen männlichen und weiblichen Kongregationen, Gesellschaften und Institute der Vollkommenheit und des Apostolats sowie die der neuesten weltlichen Institute zu vereinen, um sie mit immer wachsender Wirksamkeit zu den fernen Horizonten auszusenden, die sich in jenen Ländern ihrem wohlthätigen Einfluß öffnen.“ Notwendig sei, so fuhr der Heilige Vater fort, vor allem die Zuweisung von Personal, denn überall in Lateinamerika sei es nötig, neue Schulen, Krankenhäuser, Altersheime und Einrichtungen sozialen Charakters zu gründen. Ganz besondere Sorge müsse aber auf die Weckung und Pflege von Priesterberufen verwandt werden. Trotz allem, was die CELAM

seit ihrer Gründung geleistet habe, sei der Priesterangel noch immer das schwerste Problem, zumal angesichts des raschen Anwachsens der großen Städte und der Bevölkerung überhaupt. „Aus dem Nachdenken über diesen Sachverhalt und aus dem Wunsch, mit immer größerer Bereitschaft die Grundlagen für eine neue Blüte von morgen zu legen, ist unser heutiges Treffen hervorgegangen. Dieses Treffen gewinnt eine besonders tiefe Bedeutung, wenn wir sie im Licht des Ereignisses betrachten, das die hl. Liturgie... heute der Frömmigkeit der Priester und der Gläubigen vorstellt.“ Es war das Fest Mariä Verkündigung. Wie immer ging Papst Johannes auch in dieser Ansprache vom Tagesevangelium aus, dem Geheimnis der Inkarnation, wobei Maria, nach dem hl. Ambrosius, „das Bild der Kirche ist, die ebenfalls unbefleckte Braut ist. Eine Jungfrau hat uns aus dem Heiligen Geist empfangen, eine Jungfrau uns ohne Schmerz geboren.“ Das bedeutet, daß der Ruf zur Wiedergeburt ständig weiter in die Welt hinausgehen muß, und zwar vom Priester der Kirche getragen. In diesem Licht muß auch die Aufgabe der Orden und aller übrigen Vollkommenheitsstände in Lateinamerika verstanden werden: sie sollen Mittel und vor allem Personal dorthin entsenden. Lateinamerika ist reich an noch ungehobenen spirituellen Schätzen; aber zu ihrer Hebung bedarf es der Hände von Priestern. Ebenso nötig sind allerdings auch dichte Scharen von Ordensleuten und gründlich ausgebildete Laien. Die Mitglieder der Orden und Vollkommenheitsstände, die von allen Arten von religiösen Gemeinschaften nach Lateinamerika entsandt werden sollen, müssen diese beiden Dinge vor allem im Auge haben: Pflege der Priesterberufe und Ausbildung der Laien.

*Antwort der Orden und Institute auf die Aufforderung des Papstes*

Anschließend an den Empfang beim Heiligen Vater hielten sowohl die männlichen wie auch die weiblichen Generaloberen, die der Audienz beigewohnt hatten, die einen am 26., die anderen am 27. März, Zusammenkünfte ab, bei denen sie auf Grund von Vorträgen Sachverständiger die konkreten Möglichkeiten eines wirksamen Einsatzes ihrer verschiedenen Institutionen in Lateinamerika diskutierten. Die Diskussion der Oberen der männlichen Orden, Kongregationen und sonstigen Institute ergab ein Programm von sechs Punkten:

1) Aufstellung von Nationalen Missionsteams; 2) sorgfältige Vorbereitung der Seminarprofessoren; 3) sonntäglicher Religionsunterricht, Armenschulen ohne Bezahlung, Abendschulen für Erwachsene und soziale Schulung; 4) organisierte religiöse Betreuung der Studenten und der ehemaligen Schüler katholischer Kollegs; 5) Ausbildung priesterlicher Spätberufe; 6) Unterstützung der lateinamerikanischen Studenten im Ausland.

Wie man sieht, handelt es sich dabei vorläufig nur um Anregungen, noch nicht um deren konkrete Verwirklichungsmöglichkeiten.

**Der Papst als Bischof von Rom beim gläubigen Volk**

Papst Johannes XXIII. ist sich — wahrscheinlich besonders bei den Vorarbeiten zur römischen Diözesansynode im letzten Jahr und bei deren Verlauf —

sehr deutlich bewußt geworden, daß er es als Bischof von Rom nicht mehr mit dem alten Rom zu tun hat, auf dessen

Boden die frühen Märtyrer den Tod erlitten, über deren Gräbern die alten Basiliken errichtet worden sind, dem Rom, das von den Päpsten vor den Barbaren gerettet und später von ihnen mit den Kunstwerken der Renaissance und des Barock geschmückt worden ist, kurz dem Rom der sieben Hügel mit all seinen Erinnerungen und Schätzen, sondern mit einer modernen Großstadt mit riesigen Angestelltensiedlungen, deren Bischof er ebenso ist wie der des Stadtinneren. Im vergangenen Jahr hat der Papst bereits damit begonnen, an den Sonntagen der Fastenzeit an den römischen „Stationsgottesdiensten“ (über deren Wesen wir damals berichtet haben; vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 323) teilzunehmen. In diesem Jahr hat er in ähnlicher Weise der feierlichen öffentlichen Einleitung der Fastenzeit am Nachmittag des Aschermittwochs in der Kirche Santa Sabina, einer der ältesten und schönsten Kirchen Roms, beigewohnt. In alten Zeiten hatten die Päpste sich stets am Aschermittwoch zur Einleitung der Fastenzeit zu der Kirche Sant'Anastasia am Fuße des Aventin begeben, des Hügels, auf dem Santa Sabina liegt, hatten hier die Schuhe abgelegt und waren barfuß nach Santa Sabina hinaufgestiegen. Seit mehr als zweihundert Jahren hat kein Papst mehr an dem Stationsgottesdienst auf dem Aventin teilgenommen. Papst Johannes XXIII. ließ seinen Wagen ganz unerwartet vor der Kirche Sant'Anastasia halten, wo ihn niemand außer dem Sakristan empfing; er betete hier kurz und ließ sich dann nach Santa Sabina weiterfahren, wo er am Gottesdienst und an der Prozession teilnahm und nach der Rückkehr der Prozession in die Kirche vom Ambon auf der Epistelseite aus eine kurze Ansprache hielt.

An den folgenden Sonntagen der Fastenzeit hat Papst Johannes jedoch nicht mehr die alten Stationskirchen besucht, wo die traditionellen Gottesdienste und Prozessionen stattfinden. Zu diesen kommen wohl zahlreiche Einwohner aller Teile der Innenstadt, nicht aber die Bewohner der Vorstädte, für die dies viel zu weit weg und zu fremd ist. Papst Johannes begab sich, statt in die Lateranbasilika, am ersten Fastensonntag zu einem „Stationsgottesdienst“ gleicher Gestaltung, mit Prozession, in die Pfarrei San Felice da Cantalice in dem volkreichen Vorort Centocelle, wo allein mehrere zehntausend Gläubige wohnen. Viele Tausende hatten sich an den Straßen aufgestellt und in der Kirche und auf dem davorliegenden Platz versammelt. In seiner Ansprache — die, wie immer, in der Art einer Homilie gehalten war — gab der Papst selber den Grund an, der ihn bewogen hatte, am ersten Fastensonntag nicht in seine Bischofskirche auf dem Lateran zu gehen, sondern sich nach Centocelle zu begeben. Gerade die heilige und ehrwürdige Bischofskirche auf dem Lateran habe ihm, so sagte er, den Gedanken eingegeben, als Bischof und Vater seiner Diözese weiter hinauszugehen: „Der Vater hat sich nach San Felice begeben, weil es ihm schien, daß die Freude solcher herzlichen religiösen Begegnungen nicht nur der großen Stadt vorbehalten sein darf, die seit Jahrhunderten an solche Ereignisse gewöhnt ist.“ Wer die einfachste Anwendung des Evangeliums betrachte, müßte sofort sehen, daß hier der Gute Hirte seinen Schafen nachgeht. Zweifellos braucht auch das Stadtinnere die Sorge des Vaters: aber die Schafe, die, sozusagen, am deutlichsten die Farbe der Herde Unseres Herrn Jesus Christus tragen, findet man auf dem Land, auch auf dem Land, das im Begriff ist, Stadt zu werden, ja es schon ist („Osservatore Romano“, 7./8. 3. 60).

Weit größeres Aufsehen ist von dem Besuch ausgegangen, den der Heilige Vater am zweiten Fastensonntag (dem 13. März) der Pfarrei Santa Maria del Soccorso in der Arbeitervorstadt Tiburtina gemacht hat. Auch hier warteten wieder, trotz strömenden Regens, Tausende längs den Straßen, auf dem Platz vor der Kirche und in der Kirche auf den Papst. Die Prozession mußte wegen des schlechten Wetters ausfallen. Statt dessen wurden die Litanen, die sonst die Prozession begleiten, in der kleinen überfüllten Kirche gesungen. Vielleicht weil diese lateinischen Gesänge in dem engen Raum so lange gedauert hatten (so meint NCWC News Service), griff der Heilige Vater kurz darauf in seiner — improvisierten — Ansprache die Frage der Verständlichkeit des Gottesdienstes für das Volk, zumal für das einfache Volk, das kein Latein kann, auf. Über den genauen Wortlaut dessen, was der Papst zu dieser Frage gesagt hat, und über den Sinn, den seine Bemerkung hatte, gehen die Presseberichte auseinander. Doch heißt es in mehreren Zeitungen (die sich offenbar zum mindesten auf zwei voneinander unabhängige Berichte stützen), der Papst habe gesagt, er werde sein Möglichstes tun, um den Gebrauch der italienischen Sprache bei den heiligen Riten zu erweitern und die lateinische Sprache nur auf die feierlichsten Zeremonien zu beschränken („Il Popolo“, „Il Tempo“, „Il Messaggero“, 14. 3. 60, alle drei römische Tageszeitungen; diesen hat sich auch der Vatikanender angeschlossen). Der „Osservatore Romano“ hat die Äußerung des Heiligen Vaters dagegen so wiedergegeben, als solle nur alles geschehen, daß das Volk in den Sinn der Gottesdienste immer besser eindringen könne; das Wort Muttersprache wird nicht erwähnt. Es hat sich schon oft gezeigt, daß der „Osservatore Romano“ bei Wiedergaben von freien Reden des Papstes äußerst zurückhaltend ist. In Wahrheit liegt jedenfalls das Problem der Muttersprache im Gottesdienst selbst in Italien, dessen Sprache dem Lateinischen doch noch am nächsten steht, schon lange in der Luft. Gewiß war ein Hinweis auf die Ausdehnung des Gebrauchs der Muttersprache im Gottesdienst in der römischen Arbeiterpfarre keine offizielle Ankündigung neuer Schritte, aber sie weist doch gewiß die Richtung, in der die Kirche ihren Weg sucht. Radio Vatikan hat aus der Bemerkung des Heiligen Vaters den Schluß gezogen, diese Frage werde zweifellos auf dem kommenden Ökumenischen Konzil erörtert werden.

Auch am vierten Fastensonntagnachmittag hat der Heilige Vater sich wieder in eine römische Vorstadt, nach Garbatella, begeben. Trotz anhaltenden schlechten Wetters waren auch bei der dortigen Pfarrei San Francesco Saverio und aus den Nachbarparreien viele Tausende von Gläubigen herbeigekommen. Ganz besonders zahlreich nahmen an diesem Tag Mitglieder der Katholischen Aktion, der ACLI (Christliche Arbeitervereine) und katholischer Jugendgruppen an dem Gottesdienst und den Freuden- und Treuekundgebungen für den Heiligen Vater teil.

Neuer Chefredakteur für den „Osservatore Romano“ Graf Giuseppe Dalla Torre, seit 40 Jahren Chefredakteur des „Osservatore Romano“, der vatikanischen Tageszeitung, die vor kurzem ihr 100jähriges Bestehen feiern konnte, ist durch ein Billett der vatikanischen Staatssekretarie am 31. März emeritiert worden. Diese

Entscheidung bedeutete für die vatikanischen Kreise, trotz der Freundschaft, die Papst Johannes XXIII. dem Grafen bewiesen hat, keine Überraschung, da Dalla Torre 74 Jahre alt ist und bereits seit längerer Zeit von seiner aufreibenden Aufgabe hätte entbunden werden sollen.

Als sein Nachfolger ist der bisherige Chefredakteur der Bologneser Zeitung „L'Avvenire d'Italia“, Raimondo Manzini, ernannt worden. Manzini ist 1901 in Lodi geboren, kam sehr rasch als Journalist vorwärts und trat bereits 1927 an die Spitze der Bologneser Zeitung. 1946 wurde er als christlich-demokratischer Abgeordneter ins Parlament gewählt; sowohl 1948 wie 1953 und 1958 wurde er wiedergewählt. 1954 bekleidete er im Ministerium Scelba den Posten eines Unterstaatssekretärs für Presse und Information. Im Parlament gehörte er u. a. dem Auswärtigen Ausschuß an. Innerhalb der Democrazia Cristiana stand er der Rechtsgruppe um Andreotti nahe. Mit der Übernahme des Postens des Chefredakteurs der Vatikanzeitung scheidet Manzini automatisch aus allen politischen Funktionen aus, da er die vatikanische Staatsangehörigkeit annehmen muß.

Neben Manzini bleiben Cesidio Lolli stellvertretender Direktor der Zeitung und verantwortlicher Redakteur für die rein religiöse Information sowie Federico Alessandrini Chef vom Dienst.

#### *Aus Süd- und Westeuropa*

##### **Brief an die spanischen Antiklerikalen**

Die inhaltlich wie in der Aufmachung hervorragend gestaltete Zweimonatszeitschrift der Jesuitenstudenten in Oña (Burgos), „Ábside“, veröffentlicht in ihrer Nummer 23 (Januar/Februar 1960) auf Seite 1 und 2 den „Brief eines jungen Klerikers an einen jungen Antiklerikalen“ von Félix Juan Cabasés SJ. Wir geben ihn im folgenden mit geringfügigen Kürzungen wieder.

#### *Keine Verbündeten des Satans*

„Mein lieber Feind: ich möchte dich zu allem Anfang beruhigen. Nach meiner Ansicht ist ein Antiklerikaler kein Verbündeter des Satans, sondern schlicht ein Mensch, dem wir Geistliche auf die Nerven fallen. Deshalb habe ich immer die Ansicht vertreten, daß wir gegenüber einem Antiklerikalen nicht das Buch der Exorzismen herausholen, sondern vielmehr zu einer eindringlichen und bis ins kleinste gehenden Gewissenserforschung ansetzen sollten, bei der wir uns folgende Grundfragen vorlegen: Warum fallen die Geistlichen bestimmten Personen auf die Nerven? Warum tun sie das in einem Ausmaß, daß der Antiklerikalismus in der modernen Gesellschaft zu einem krankhaften Massenphänomen geworden ist, ohne unsere katholische Gesellschaft in Spanien auszunehmen?

Es bieten sich einige leichte und schmeichelnde Antworten an. Wir predigen die erschreckenden Glaubenswahrheiten, und es gibt mehr als genug Leute, die daran interessiert sind, sie zu vergessen, so daß ihnen unser Amt nur unsympathisch sein kann. Wir sind Inspektoren der Sittlichkeit und müssen im gleichen Maß den lasterhaften Menschen mißfallen, wie die Polizei den Bösewichtern und die Steuerbeamten den Steuerzahlern mißfallen.

Sicher will ich diesen Antworten nicht jede Richtigkeit absprechen. Aber ich müßte mich als Geistlicher für sehr oberflächlich halten, wenn ich mich damit begnüge. Ich

weiß nicht genau, welches deine innere Einstellung ist; aber ich glaube, daß sich das Problem — mindestens für viele Antiklerikale — in unterschiedlicher Art stellt. In erster Linie (und abgesehen von moralischen Bedingungen) gibt es eine echte Abweichung auf dem Glaubensgebiet selbst. Es gibt ganz schlicht Leute, die nicht glauben. Und viele von ihnen müssen denken, daß man ihnen ihre Mängel vergeben müßte, wenn das Christentum die Wahrheit predigt, wenn diese unermesslichen und herrlichen Dinge, die es verkündet, wahr sind: die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, die Existenz eines liebenden Gottes, seine Menschwerdung. Alle kulturellen, sozialen und patriotischen Verdienste des Christentums reichen nicht aus, bei diesen Irrenden den Schrei nach Verfolgung zu dämpfen. Der Antiklerikale ist in diesem Fall die mildeste Form des Verfolgers.

#### *Die Fassade der Kirche*

Ich glaube jedoch, daß unter euch Antiklerikalen viele überzeugte Christen sind. Ihr glaubt an Gott, ihr betet Jesus Christus an, und ihr müßt auch anerkennen, daß dieser eine hierarchische Gesellschaft, genannt Kirche, gründete, der er die Sakramente (die man empfangen muß) und eine dreifache Gewalt (der man sich nur unterwerfen kann) übergab. Aber außer Sakramenten, Priestertum, Lehramt und Kirchenregiment findet ihr nun einmal auch kirchlichen Prunk, kirchliche Gebäude, kirchliche Stundenpläne, kirchliche Behandlung und sogar kirchliche Gerüche. Es ist sehr gut möglich, daß gerade diese ebenso typischen wie nebensächlichen Begleiterscheinungen es häufig sind, die eure Empfindlichkeit treffen und eueren Antiklerikalismus wecken. Deshalb bekenne ich dir, daß mich als Kleriker die Notwendigkeit einer Überprüfung bedrängt, ob diese äußere Fassade der Kirche dem Empfinden unserer Zeit entspricht. Ich bin überzeugt, daß wir kein Recht darauf haben, aus der ewigen Jugend der Braut Christi ein so unerforschliches, sinnentrücktes und mit dem Augenschein der Dinge in Widerstreit stehendes Geheimnis (un misterio tan impenetrable, tan remoto de los sentidos, tan en pugna con las sugerencias fenoménicas) wie das der Inkarnation oder der Eucharistie zu machen. Die Jugendlichkeit einer Gesellschaft muß so sichtbar sein wie diese selbst. Ich beruhige mich auch nicht bei dem Gedanken, daß die Langsamkeit der Kirche bei der Anpassung an die Zeitverhältnisse schon immer sprichwörtlich war; denn mir scheint diese Untätigkeit eine reine Gnadenzulassung Gottes zu sein, der hier wiederum geheimnisvoll die Freiheit der Menschen respektiert, in diesem Fall der kirchlichen Würdenträger.

#### *Klerikale Mentalität*

Noch schwerwiegender als das Problem der äußeren Formen scheint mir das der klerikalen Mentalität zu sein. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir uns in dem Bestreben, uns unserer Aufgabe bewußt zu werden und unsere Verantwortung für den Weg der Welt zu spüren, eine klerikale Seinsweise aneignen, ein Gemisch von Selbstgenügsamkeit, Reizbarkeit und Einmischung. Sie bilden jene typische Gefahr, die auf das Priestertum lauert (so wie jeder Wert von einer wesensmäßigen Gefahr begleitet ist). In der Praxis benehmen wir uns häufig so, als ob wir an folgenden fragwürdigen Kettenschluß glauben:

1. Die Menschen sind nur dazu auf der Welt, um ihre Seele zu retten;
2. sie können das nur, indem sie sich der Kirche unterwerfen;
3. die Kirche sind wir Geistlichen;
4. also sind die Menschen zu unseren Diensten da.

Ich kann die klerikale Entrüstung nicht vergessen, die mich eines Tages in der von mir besuchten staatlichen Universität überkam, als mir ein Funktionär der Fakultät unbedacht die Tür seines Büros vor der Nase zuknallte...

### *Die Gefahr des Fanatismus*

Vielleicht liegt die tiefste Wurzel dieses Problems in unserem legitimen Bewußtsein, daß jedes wahre Christentum, wenn es seine innere Logik nicht aufgeben will, ein radikales Christentum sein muß. Wir verfügen nun einmal nicht über eine zweite Ausgabe des Credo mit abgeschwächten Dogmen zum Gebrauch für die Weltkonformisten. Unser Glaube verpflichtet uns zum Bekenntnis solch welt- und zeitentrückter Dinge wie dieser: dieses Leben ist nicht das eigentliche Leben, der Mensch hat seinen Wert nur aus der übernatürlichen Dimension, das unumgängliche Mittel zur Erringung des Heils ist die Kirche als hierarchische Gesellschaft. Diese Überzeugungen als Skelett unserer Lebensidee mit einer tiefen Ehrfurcht vor der menschlichen Freiheit (für die Gott selbst uns so viele Beispiele gibt) zu vereinen, ist ein außerordentlich schwer zu lösendes Problem. Unsere Lehren reizen — noch mehr als die marxistischen — sehr leicht zum Fanatismus, zu einem Fanatismus, der eine in der Wahrheit begründete Tugend des Glaubens und der Liebe ist, wenn er sich in seinen rechten Grenzen hält. Aber wie jeder Fanatismus ist auch dieser von vielfachen Gefahren umlauert, von der Demagogie, von der Diktatur... Dir scheint sicher, daß wir ihnen allzuoft verfallen. Könntest du aber nicht, ohne deine wachsamsten Positionen zu verlassen, wenigstens die ursprüngliche Richtigkeit unseres Impulses anerkennen?

Eine andere Gefahr, der sowohl wir wie ihr oft erliegen, ist die, die Einzigartigkeit der religiösen Fragestellung bei jedem einzelnen Menschen zu verkennen. Was uns angeht, gebe ich zu, daß wir oft stereotype Techniken des Seelenfangs oder Formeln der allgemeinen Indoktrinierung anwenden, ohne uns allzusehr um die angesprochene Person zu kümmern. Die Dringlichkeit der Aufgabe macht aus uns gehezte Chirurgen, Opfer einer beruflichen Deformierung, die in Serie operieren und oft nicht einmal Zeit finden, einen Blick in das Antlitz des Patienten zu werfen; nachher wundern wir uns über die Bauchfellentzündungen. Du deinerseits mußt anerkennen, daß die Erwartung, jeder Priester müsse dir gerade bei den komplexen Problemen deines persönlichen Glaubens helfen können, eine Forderung darstellt, wie sie keinem anderen Beruf aufgebürdet ist... Wir sind Träger einer übernatürlichen Botschaft und übernatürlicher Realitäten, aber wir verwalten diese nicht mit übernatürlichen Geistesgaben, sondern in dem beschränkten menschlichen Maß unserer Einsicht und unseres guten Willens. Manchmal entfällt die Eucharistie unseren Händen, liegt vor aller Augen und kann von jedermann zertreten werden. Sie hört deshalb nicht auf, Christus zu sein, und unser Betragen ist deshalb noch kein Sakrileg, sondern vielleicht nicht mehr als Leichtsinns und Nachlässigkeit...

### *Der junge spanische Klerus*

Viele von uns jungen spanischen Klerikern hat der Antiklerikalismus zweifellos überrascht. Wir sind die Söhne eines heroischen Augenblicks. Unsere Berufung keimte in der Atmosphäre einer Gesellschaft, die soeben dem Krieg — dem sogenannten Kreuzzug — entronnen war und sich nun mit Feuereifer einer katholischen Restauration hingab. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß wir uns vor Erhalt der Tonsur nicht darüber Rechenschaft ablegten, daß wir damit in eine soziale Klasse eintraten, die von einem großen Teil der Gesellschaft eine systematische und fast instinktive Ablehnung erfährt. Das Blut der Märtyrer war uns in den Kopf gestiegen und hatte unsern Blick getrübt. Wir konnten oder wir wollten nicht in Rechnung stellen, daß unser Bürgerkrieg zu einem großen Teil durch eine sozial ungerechte Situation bestimmt worden war, angesichts der der spanische Klerus nicht immer auf der Höhe der Zeit stand. Heute nun wirft man uns jungen Klerikern vor, wir widmeten uns der Sozialen Frage mit allzu materiellen Bemühungen, während unser Amt doch — wie man uns sagt — allein im Geistlichen läge. Tatsächlich bedrängt uns aber nur die Notwendigkeit, auf diesem Gebiet die schauerhafte Erbschaft abzutragen, die skandalöse Nachlässigkeit und schweigende Mittäterschaft vieler unserer Vorgänger im Apostolat. Gott sei Dank ist für uns die Gefahr vorbei, daß wir uns in leichtfertiger Begeisterungstauel unter Simplifizierung der Tatsachen den Heiligenschein des Martyriums aufsetzen...

Ein letztes Bekenntnis? Wenn man unter Antiklerikalismus ein fast systematisches Zerwürfnis mit den äußeren Formen, der Mentalität und den Apostolatsmethoden der bisherigen Geistlichkeit versteht, so wird dich vielleicht das außerordentlich große Maß von Antiklerikalismus überraschen, der in einem guten Teil der nachwachsenden spanischen Geistlichkeit herrscht. Einige zögern nicht, uns allesamt krankhaft zu nennen... Krank oder nicht, die jungen spanischen Kleriker bilden jedenfalls eine nonkonformistische Generation mit einer betonten Eigenprägung zur Verwirrung derer, die uns mit allzu traditionellen äußerlichen Kategorien beurteilen. Wenn dieser Nonkonformismus ein Laster ist, ist die Angelegenheit alarmierender, als man sich dies zunächst vorstellen möchte. Es handelt sich nämlich nicht nur, wie einige vielleicht glauben, um ein bloßes Jugendphänomen. Der Beweis ist, daß wir die Schwelle der Reife übertreten, ohne das andere aufzugeben. Ich will heute kein moralisches Urteil abgeben, sondern dir dies nur als eine Erscheinung anzeigen, deren wahre Bedeutung und deren weittragende Folgen erst auf lange Sicht abzusehen sind. Was man heute schon voraussehen kann, ist dies: im Zuge dieser Entwicklung wird der Klerus seinen Hochmut verlieren und von seinen Schlössern herabsteigen, um mit allen Menschen einen Dialog des Evangeliums zu führen, bei dem nicht einmal ihr jungen Antiklerikalen als Gesprächspartner ausgeschlossen sein werdet."

#### **Nöte des kirchlichen Rundfunks in Portugal**

Über die wirtschaftlichen Sorgen der Kirche in Portugal, die vollkommen vom Staat getrennt ist, auf die Subventionen dieses Staates verzichtet und ganz auf die Spenden eines armen Volkes angewiesen ist, haben wir an Hand einiger Beispiele bereits berichtet (vgl.

Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 204 f.). Das Mitteilungsblatt der Katholischen Aktion, „Boletim da Acção Católica Portuguesa“, veröffentlichte nun Anfang März 1960 einen Hilferuf des Leiters des kirchlichen Rundfunks in Portugal, Msgr. Lopes da Cruz.

Der kirchliche Rundfunk „Rádio Renascença“ existiert seit 25 Jahren und hat heute drei Sender mit nahezu ganztägigem Programm. Da ihm von keiner Seite Gebührensicherungen zufließen, wurde zu seinem Unterhalt eine kirchliche Genossenschaft gegründet, der möglichst viele Katholiken beitreten sollen. Die einzige Verpflichtung der Mitglieder ist die monatliche Zahlung von 5 Escudos (70 Pfennig).

Trotz intensiver Werbearbeit konnten bisher nur wenig mehr als 10 000 Mitglieder gewonnen werden; die Bemühungen des Jahres 1959 hatten das kümmerliche Ergebnis von 746 neuen Genossen. Dieser Mitgliederstand reicht kaum zu einem Drittel aus, um die laufenden Unterhalts- und Sendekosten zu decken. Der kirchliche Rundfunk ist auf die Einnahmen durch Werbesendungen und im übrigen auf die Zuwendungen der Kirche angewiesen. Wie Msgr. Lopez da Cruz schreibt, ähnelt er „einem Bettler, der die Hand ausstreckt und der sterben müßte, wenn man ihm nichts gäbe, mit dem er am nächsten Tag sein Leben fristen kann“.

Dennoch wurde nichts unversucht gelassen, um die Sendearbeit zu erweitern und zu verbessern. Es wären auch schon weitere Sender errichtet worden, um die Reichweite zu vergrößern — wenn nicht der Staat die Genehmigung dazu verweigert hätte.

#### **Erklärung der Versammlung der Kardinäle und Erzbischofe Frankreichs über den Film**

Vom 16. bis 18. März 1960 hat in Paris die Frühjahrsversammlung der Kardinäle und Erzbischofe Frankreichs getagt, der die Sitzungen der verschiedenen Bischofskommissionen voraus-

gegangen waren. Die Versammlung beschäftigte sich mit allen laufenden pastoralen Problemen Frankreichs, insbesondere auch im Hinblick auf die Vollversammlung des französischen Episkopats in der Osterzeit. Gewöhnlich gibt die Versammlung der Kardinäle und Erzbischofe Frankreichs keine Entschlüsse heraus. Sie ist diesmal jedoch mit einer Erklärung über den Film hervorgetreten, die folgenden Wortlaut hat:

„Die Versammlung der Kardinäle und Erzbischofe stellt tief beunruhigt die wachsende Unmoral einer Reihe von Filmen französischer Produktion fest. Diese Unmoral erstreckt sich nicht nur auf die Themen und Bilder, sondern — und das ist neu und noch ernster — es scheint, daß gewisse Autoren den ganz bestimmten Willen offenbaren, den Menschen von jeder Sittlichkeit, selbst der natürlichen, loszulösen. Der Einfluß dieser Filme durchdringt die allgemeine Atmosphäre der Gesellschaft und lenkt so die Art, zu denken und zu handeln, bei einer großen Zahl unserer Zeitgenossen in Frankreich und im Ausland. Dadurch wird die innerste geistige Haltung unseres Landes — und selbst der modernen Welt — unmittelbar angegriffen.

Wir sind uns unseres Amtes zu deutlich bewußt, um noch länger schweigen zu können. Unser Schweigen könnte als Schwäche oder selbst als schuldhaftes Gleichgültigkeit gegenüber einer solchen Gefahr der Verderbnis ausgelegt werden. Wir wissen, daß der Film, diese volkstümliche Kunst par excellence, den ganzen Menschen ergreift und eine wahre Verzauberung und völlige Herrschaft über den

Zuschauer ausübt, wenn er sich der Magie des Schauspiels ohne den Willen zur Kritik überläßt. Die Gefahr ist um so ernster, als die Jugend das treueste Publikum der Leinwand bildet.

Es geht um eine wichtige Sache. Es wäre vergeblich, darauf zu hoffen, daß die Würde der Sitten unseres Landes wiederhergestellt und die Moral gehoben werden könnten, solange man weiter duldet, daß auf der Leinwand die Persiflage der Familientugenden und der menschlichen Werte, die maßlose Gier nach Geld, das Einverständnis mit den ausgiebig ausgebreiteten sinnlichen Ausschreitungen und die Verachtung jeder Autorität triumphieren.

Darum machen wir uns zum Sprachrohr der von den Päpsten oft genug wiederholten und von Seiner Heiligkeit Papst Johannes XXIII. in seinen jüngsten Botschaften ebenfalls gegebenen Unterweisungen und richten uns mit einem nachdrücklichen Anruf an das Gewissen all derer, die an der Verantwortung auf diesem Gebiet mitbeteiligt sind, insbesondere an die öffentliche Gewalt, die das Recht und die Pflicht hat, zur Erhaltung des Gemeinwohls einzugreifen, an diejenigen, die beruflich mit dem Film zu tun haben, zumal an die Christen, die eine maßgebliche Position im Filmbereich haben, endlich an die Journalisten, die ihrem Beruf nach Erzieher des Publikums sind. Zeigt nicht andererseits die Erfahrung, daß auch ein gesunder Film ein Kunstwerk sein und Schule machen kann? Was für das Schlechte gilt, kann das nicht auch und noch öfter für das Gute gelten?

Wir richten ebenfalls einen Appell an alle wohlgesinnten Menschen aller Weltanschauungen, sie möchten Achtung vor ihrer eigenen Würde und vor der moralischen Zukunft ihrer Kinder verlangen. Wir möchten unseren Gläubigen mit größtem Nachdruck wiederholen, daß sie die Gewissenspflicht haben, der Vorführung eines Films nicht beizuwohnen, den „zu sehen sie sich aus christlicher Disziplin versagen“ müssen (c. 5).

Dagegen fordern wir sie gern auf, die — in unserer nationalen Produktion zahlreichen — Filme zu wählen, die sie, nach dem Wunsch Pius' XII., „fröhlicher, freier, und besser“ machen.“

#### **Die Kirche Frankreichs und der Chruschtschow-Besuch**

Die offizielle Reise Chruschtschows durch Frankreich vom 23. März bis zum 2. April 1960 hatte für den Diktator des Sowjetblocks nicht nur den

von der Weltpresse reichlich kommentierten nationalstaatlich-machtpolitischen Aspekt, sondern konfrontierte ihn als ideologischen Chefmanager des Weltkommunismus mit den geistigen Kräften der freien Welt und eines freiheitlichen Menschenbildes. Die würdigste und entschlossenste Haltung der Abwehr gegen das Oberhaupt der atheistischen Ersatzreligion der Sowjetideologie vertrat die katholische Kirche. Die Grundzüge ihres Verhaltens gab der Erzbischof von Paris, Maurice Kardinal Feltin, schon am 16. Januar in seinem Diözesanblatt „La Semaine Religieuse“ bekannt: „Als Priester haben wir die Pflicht, uns von jeder politischen Aktivität fernzuhalten. Die Stellung der Kirche zum atheistischen Kommunismus ist eindeutig. Seit Jahren hat sie ihn verurteilt und gefordert, für die Kirche des Schweigens zu beten.“ Entsprechend der heutigen Grundtendenz der Kirche Frankreichs, sich nicht mehr in vordergründige politische Taktik und Agitation einbeziehen zu lassen, zog Kardinal Feltin auch sofort einen Trennungsstrich gegenüber Demonstrationen, die

von rechtsradikalen katholischen Gruppen gegen Chruschtschow geplant waren. „Die Verurteilung des Kommunismus und das Gebet für die verfolgte Kirche dürfen jedoch niemals in der Praxis mit der Haltung gewisser politischer Gruppen verwechselt werden. Diese dürfen sich der Kirche nicht bedienen. Die Kirche allein hat die Initiative zu ergreifen, um Gebete für die Kirche des Schweigens anzusetzen.“

### *Würde, Zurückhaltung und Gebet*

Kurz vor dem Eintreffen Chruschtschows in Frankreich ergingen dann von allen Kardinälen und Erzbischöfen sowie von den Bischöfen, deren Diözesen von der Rundreise des sowjetischen Partei- und Regierungschefs berührt wurden, verschieden formulierte, aber inhaltlich gleichlaufende Anweisungen an die Katholiken. Als Beispiel sei hier die Verlautbarung des neu zum Kardinal erhobenen Erzbischofs von Bourges, Joseph Lefèbvre, angeführt: „Einerseits müssen wir verstehen, daß Treffen zwischen den Staatsmännern notwendig sind. Sie sollen alles versuchen, was eine Chance in sich birgt, die Annäherung der Völker zu fördern und der Sache des Friedens zu dienen. Doch können wir nicht darüber vergessen, daß der Mann, der nun nach Frankreich kommt, der höchste Vertreter des atheistischen und kirchenverfolgenden Kommunismus ist. Wie muß seine Anwesenheit nicht in aller Schärfe das Martyrertum so vieler Bischöfe, Priester und Laien, deren Grundrechte verletzt sind, zu Bewußtsein bringen?

Wir haben uns jedoch davor zu hüten, unsere Gefühle anders als durch einen gesteigerten Gebetseifer zu zeigen. Die Haltung des Glaubens und der Liebe, die ihre Hoffnung vor allem andern auf Gott setzt, ist für den Christen allein richtig. Deshalb wollen wir in größter Ruhe und vollendeter Würde als aufrichtige Christen in den nächsten Tagen für unsere verfolgten Brüder und selbst für ihre Verfolger beten, damit Gott sie erleuchte. Von ganzem Herzen sind wir mit denen eins, die mutig um der Liebe Christi willen leiden. Wir wollen den Welterlöser bitten, daß durch seine Hilfe auf dieser Erde mehr Gerechtigkeit und Liebe herrsche. Unserer von Gegensätzen und Haß zerrissenen Welt möge der religiöse, soziale und internationale Friede geschenkt werden . . .“

Über diese allgemeine Anordnung an alle Katholiken zu politischer Zurückhaltung und Gebet hinaus erging an die Geistlichen der Kathedralen, die Chruschtschow auf seiner geplanten Reiseroute besuchen sollte, die konkrete Anweisung, daß sie als „rectores ecclesiae“ ihn nicht empfangen dürfen und das Allerheiligste während seines Aufenthaltes aus der Kirche zu entfernen haben. Diese Anweisungen wurden durchgehend befolgt, ohne das Chruschtschow selbst davon Notiz nahm.

Der sowjetrussischen regierungsamtlichen „Izvestija“ (20. 3. 60), deren Chefredakteur Chruschtschows Schwiegersohn ist, blieb es vorbehalten, in folgender propagandistischer Verdrehung der Verärgerung über diese wirksame und würdige Ablehnung Ausdruck zu verleihen: „Eine Reihe von französischen Kardinälen und Erzbischöfen hat, durch wenig religiöse Gründe veranlaßt, die Gläubigen aufgefordert, sich nicht über das französisch-sowjetische Treffen zu freuen. Sie bemühen sich, den Glauben zu erwecken, daß ein Konflikt zwischen Ost und West unvermeidlich sei. Die Führer der katholischen Kirche Frankreichs wollen katholischer sein als der Papst. Sie nehmen eine Haltung ein, die keineswegs dem Appell zu-

gunsten der internationalen Entspannung entspricht, den man in der Weihnachtsbotschaft des römischen Papstes finden kann.“

### *Der Fall Kir*

Den einzigen Mißton in diese Geschlossenheit der Haltung der Kirche Frankreich brachten nicht die Linkskatholiken, sondern eine der skurrilsten Gestalten der französischen Politik, Kanonikus Félix Kir, Oberbürgermeister von Dijon, rechtsunabhängiger Deputierter, mit 84 Jahren Alterspräsident der Nationalversammlung und Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Französisch-Sowjetische Freundschaft. Die Weltpresse erwartete einen sensationell wertbaren Händedruck zwischen dem Führer des Weltkommunismus und dem katholischen Prälaten und Oberbürgermeister. Doch hatte dessen Bischof, Guillaume Sengel, ihm untersagt, Chruschtschow während seines Aufenthaltes in Dijon am 28. März zu empfangen. Über die formelle Herkunft des Verbotes ließ der zuständige Erzbischof von Lyon, Pierre Kardinal Gerlier, wissen: „Der Befehl kam unmittelbar aus Rom und nicht aus Lyon.“ Mit der für den Gehorsam eines katholischen Priesters gegenüber seinem Bischof nicht gerade lobenswerten öffentlichen Erklärung „Auf Grund des Verbotes Seiner Exzellenz des Herrn Bischofs von Dijon werde ich Herrn Chruschtschow nicht empfangen“, verließ Kanonikus Kir Dijon für einen Tag, währenddem Chruschtschow sich in der Stadt aufhielt. Doch ließ er dem sowjetischen Partei- und Regierungschef ein Schreiben zukommen, das eine reichlich subjektive Auffassung der heutigen Weltlage verrät. Einleitend würdigt der Kanonikus die Taten „des mutigen sowjetischen Volkes, das über 265 deutsche Divisionen triumphierte und bei Stalingrad die Eindringlinge endgültig aufhielt . . . Wenn die russische Armee den Angreifer nicht endgültig zum Rückzug gezwungen hätte, wäre Frankreich noch heute unter fremder Besatzung. Deshalb weht jedes Jahr am Gedenktag des Sieges die russische Fahne neben der französischen auf dem Rathaus von Dijon . . .“

Ich will Sie heute, Herr Präsident, als einen der aktivsten Gegner des Kalten Krieges, der aller Welt soviel kostet und niemandem nützt, begrüßen. Mit Recht haben Sie mit den alten Formeln einer verkalkten Diplomatie brechen wollen, welche in den Geleisen der Entschlußlosigkeit verharret, und Sie haben einen Kreuzzug für den allgemeinen Frieden eingeleitet. Daher begrüße ich es, daß Ihre Tätigkeit frei ist von offiziellen und veralteten Formeln, mag sie auch heikel sein, so ist sie trotzdem wirksam . . . In der Tat haben wir alle, unabhängig von allen wirtschaftlichen, administrativen und sozialen Methoden, den gleichen Wunsch, der ganzen Menschheit einen Geist des Friedens und der Freiheit zu geben.“

Seinen Gläubigen und Wählern erklärte der Kanonikus sein Verhalten durch eine Presseerklärung, in der es u. a. heißt: „Ihr kennt mich gut genug, um zu wissen, daß es sich nicht um ein Wegschleichen meinerseits handelte. Im übrigen gehört dies nicht zu meinen Gewohnheiten, denn selbst vor einem Galgen würde ich meine unbeugsame Haltung wahren. Den Katholiken möchte ich zu bedenken geben: wenn die Apostel gewartet hätten, bis die benachbarten Nationen christlich wurden, dann wäre das Evangelium unter dem Scheffel geblieben. Die Bewohner der Côte d'Or wissen, daß ich in den letzten 20 Jahren fast der einzige gewesen bin, der in den Wirtshäusern des Départements öffentlich Vorträge gehalten hat. Mögen

jene, die mich kritisieren, an die Zeit meines Lebens denken, die Kühnheit und Entschlossenheit erforderte. Ich hielt mich am Abend des 28. März von Dijon fern, um jeden ärgerlichen Zwischenfall zu vermeiden.“

Diese anekdotenhafte Begebenheit aus Dijon, die in Frankreich natürlich sofort wieder einmal eine heftige Diskussion um das Verhältnis von Kirche und Staat auslöste, verursacht durch einen alten Mann, dem selbst Georges Mamy in „Le Monde“ (29. 3. 60) eine gewisse Senilität zubilligt, dürfte dennoch die grundsätzliche Problematik der Tätigkeit von Priestern in unmittelbar politischen Positionen aufweisen.

**Die Soziale Woche Frankreichs 1960** Die diesjährige Soziale Woche Frankreichs findet vom 12. bis 17. Juli in Grenoble statt, wo sie seit 1923 nicht mehr getagt hat. Ihr Thema lautet: „Sozialisierung und menschliche Persönlichkeit“. Ende März haben die Organisatoren dieser „wandernden Universität“ Frankreichs das Programm der Tagung veröffentlicht. Ein ähnliches Thema ist schon einmal, 1937, auf der Sozialen Woche von Clermont behandelt worden. Dort war es formuliert: „Die menschliche Persönlichkeit in Gefahr“. Seither ist das Problem noch viel dringlicher geworden, da die moderne Welt mit der Technisierung zugleich eine fast zwangsweise Tendenz zur „Sozialisierung“ hat, deren Bedeutung für die Persönlichkeit des Menschen untersucht werden soll. Das Programm kündigt folgende Vorträge an:  
Alain Barrère: Die Sozialisierungsbewegung, ihre Gefahren und Chancen  
René Théry: Neue Formen und neuer Stil des sozialen Lebens  
Robert Goetz: Der Wille zur Rationalisierung und der technische Fortschritt  
Francis Cluson: Die Entwicklung der Klassen und der sozialen Strukturen  
Joseph Folliet: Bereicherung und Versklavung der Person  
Jean-Louis Quermonne: Das Nachhinken der Institutionen  
René Remond: Sozialisierung und totalitäre Tendenzen  
J. Y. Calvez SJ: Die Krise der Sozialismen  
Yvon Bres: Die Person und der Wert des Sozialen  
Yves Congar OP: Christliche Ausblicke auf das persönliche und das kollektive Leben  
R. P. Sommet SJ: Teilnahme der einzelnen und der Gruppen am sozialen Leben  
Jean Rivero: Die öffentliche und die Privatsphäre  
Georges Hahn: Wissenschaften vom Menschen und technische Einwirkung auf den Menschen  
René Savatier: Das Recht im Dienste der Person  
Albert Chavanne: Zwang und Repressalien  
Henry Théry: Die Teilnahme am kommunalen Leben  
Eugène Descamps: Gelenkte Wirtschaft und Wirtschaftsdemokratie  
Georges Vedel: Zu neuen politischen Strukturen.

#### Aus Australien

**Katholiken und Sozialisten in Australien** Am 7. März 1960 wurde in Canberra mit 40 gegen 30 Stimmen der 64jährige Arthur Augustus Calwell zum Führer der australischen Labour Party gewählt. Calwell ist Katholik. Er war seit 1950 stellvertretender Vorsitzender der Partei.

Die Neuwahl war notwendig geworden, nachdem der bisherige Führer der Partei, Herbert Vere Evatt, im Februar dieses Jahres — nicht überraschend für die Eingeweihten — das Amt des Parteichefs niedergelegt und das Amt des Präsidenten des Obersten Gerichts von Neusüdwales übernommen hatte. Was und wer ihn zu diesem Amtswechsel bewogen hat, ist mit Sicherheit nicht bekannt. Vermutlich war es die Einsicht, verbunden mit einem gelinden Druck seiner alten Parteifreunde, daß die Partei unter seiner Führung für die Wahlen von 1961 nichts zu erhoffen haben würde. Vielleicht steht aber auch hinter diesem bitteren Entschluß die Erkenntnis, daß er, Evatt, es gewesen ist, der in den vergangenen neun Jahren, in denen er die Partei führte, die Einheit der früher so mächtigen und einflußreichen Labour Party Australiens durch eine starre und wirklichkeitsfremde Politik zerstört hat. Wie es zu diesem Zusammenbruch der Partei kam, darüber haben wir zweimal berichtet (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 301; 10. Jhg., S. 18).

Bereits 1951 hatte Evatt in einer Auseinandersetzung mit der liberalen Regierung Menzies in der Kommunistenfrage — die Regierung bereitete damals die rechtlichen Voraussetzungen für die Auflösung der Kommunistischen Partei vor — seinen rechten Parteiflügel überspielt. Dieser hat ihm den Handstreich zugunsten der Kommunisten nie verziehen.

Auch in dem Konflikt, der drei Jahre später innerhalb der Labour Party ausbrach, ging es um die Kommunisten. Vom rechten Labourflügel her, auf dem die Mehrzahl der katholischen Labouranhänger stehen, war die sog. „Bewegung“ — noch während der Kriegsjahre — mit dem Ziel aufgebaut worden, der Unterwanderung der australischen Gewerkschaften, die ihrerseits das Mitglieder-reservoir der Partei bilden und dadurch auch erhebliche Einwirkungsmöglichkeiten auf die Partei haben, durch die Kommunisten ein Ende zu setzen. Die „Bewegung“, die auch unter den Namen „Industrial Groups“ bekannt geworden ist, hatte von 1945 ab, als die Kommunisten fast alle Gewerkschaften kontrollierten, in Zusammenarbeit mit den Führern der Katholischen Aktion, besonders mit deren Generalsekretär B. A. Santamaria, mit z. T. recht massiven Methoden den Einfluß der Kommunisten abgebaut, so daß 1954 von einer kommunistischen Kontrolle der Gewerkschaften nicht mehr gesprochen werden konnte. Evatt, dem der Einfluß der Katholiken und besonders der Führung der Katholischen Aktion auf die Partei gefährlicher erschien als die Untergrundarbeit der KP, sprach sich gegen die „Bewegung“ aus, berief im Frühjahr 1955 in Hobart (Tasmanien) einen Parteikongreß, auf dem der rechte Flügel, weitgehend Katholiken, vom linken derart in die Opposition gedrängt wurde, daß sich die Gemaßregelten von der Partei absetzten. (Unter anderem wurden eine Reihe von katholischen Parteifunktionären aus der Partei ausgeschlossen, eine Maßnahme, die dann auch für die verschiedenen Landesverbände — die Labour Party Australiens ist föderal organisiert — Folgen hatte.) Damit war die Einheit der Partei zerstört. Die Ausgeschlossenen gründeten die „Demokratische Labour Party“, die in allen Staaten des Kontinents, mit Ausnahme von Neusüdwales und Tasmanien, die Evatt treu blieben, auch Anhänger fand. Vielleicht ist die unglückliche Hand Evatts im Streit der beiden Parteiflügel, an dem die Partei schließlich zerbrach,

nur die Folge der Enttäuschung, die dieser zweifellos hochbegabte Mann im Verlauf seiner politischen Karriere erfahren hat. Evatt, der 1940 vom damaligen australischen Premier und Labourchef, Curtin, in die Bundespolitik geholt und sehr bald Bundesjustizminister wurde, später Außenminister (während der Kriegsjahre) war und der auf den ersten Versammlungen der UN eine bedeutende Rolle spielte, hat wohl nie ganz die Enttäuschung überwunden, daß nach Curtins Tod nicht er, sondern Ben Chifley Premierminister und Parteivorsitzender wurde. In den Wahlen von 1949 wurde Labour zum erstenmal in der Nachkriegszeit von den Liberalen besiegt. Seitdem ging es mit der Partei unaufhaltsam bergab.

### *Die Katholiken in der Labour Party*

Wir haben den politischen Weg Herbert Evatts und mit ihm die jüngste Geschichte der australischen Arbeiterpartei so ausführlich dargestellt, weil aus ihr deutlich wird, mit welchen Schwierigkeiten Katholiken in einer Partei zu rechnen haben, deren Führung, einmal, die Zeichen der Zeit nicht begreifen will oder begreifen kann und in der, zweitens, ein orthodox-marxistischer Flügel kräftig und erfolgreich mitmischt und politische Ziele verfißt, deren Verwirklichung nur den viel weiter gesteckten Zielen des Kommunismus dient. Was die erste Schwierigkeit angeht, so ist sie sicher in der Geschichte der christlichen Parteien nicht ungewöhnlich. Gleiches gilt auch für die Schwierigkeiten, die sich einer politischen Zusammenarbeit zwischen Katholiken und Marxisten entgegenstellen: sie sind nicht auf Australien beschränkt. Ungewöhnlich ist jedoch, daß die australischen Katholiken, soweit sie mit der Labour Party sympathisieren, nach den sehr niederdrückenden Erfahrungen der letzten Jahre an der alten Konzeption einer politischen Zusammenarbeit auch mit den marxistisch-orientierten australischen Arbeitern festhalten und der linke Flügel der Partei ihnen dabei entgegenkommt. Denn nichts anderes als das bedeutet die Wahl des Katholiken Calwell zum ersten Vorsitzenden der arg zerzausten Partei.

Auch wenn man berücksichtigt, daß die australische Labour Party nicht mit einer sozialistischen Partei zentraleuropäischer Prägung verglichen werden darf, daß man sie allenfalls mit dem Parteytypus der englischen Labour (zu deren Parteigängern ja auch die der sozialen Unterschicht angehörenden englischen Katholiken zählen), genauer noch: mit dem linken Flügel der US-amerikanischen Demokraten vergleichen kann, die sich ebenfalls der Sympathien der Katholiken erfreuen, so unterscheidet sich doch wiederum die australische Arbeiterpartei von diesen beiden Parteien in England und Amerika vor allem dadurch, daß der Einfluß der australischen Katholiken auf ihre Partei von jeher groß war, ja man darf sagen, daß die politische Bedeutung der australischen Arbeiterpartei *entscheidend* von der Mitarbeit der Katholiken abhängt.

### *Geschichtliche Voraussetzungen*

Die Gründe für diese über lange Strecken enge und auch fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Sozialisten, Marxisten und Katholiken in Australien liegen in der besonderen Geschichte des Kontinents, insbesondere in dem ungewöhnlichen Weg der Kirche in Australien. Über dieses Thema hat vor zweieinhalb Jahren, im Herbst 1957, im

Rahmen eines Vortrages in Bonn Professor Brian Coghlan, Adelaide, Bemerkenswertes berichtet.

Coghlan, dessen Vortrag wir nur insoweit wiedergeben, als er das Thema der Zusammenarbeit von Katholiken und Sozialisten in Australien berührt, weist zunächst darauf hin, daß die Geschichte der Kirche in Australien mit der der Besiedlung des Kontinents durch die weiße Bevölkerung fast identisch ist. Die Geschichte der Kirche in Australien ist diejenige einer westeuropäischen Kultur, „und zwar der angelsächsisch-keltisch-römischen Kultur Großbritanniens, die sozusagen ‚en bloc‘ exportiert wurde“. Mit ihr wurden in die ganz andersartige Umgebung bestehende Traditionen und — was wichtiger ist — bereits fixierte Ressentiments verpflanzt. Dieser „Export“ einer Kultur ging nicht auf friedliche Weise vor sich. Er bestand im wesentlichen darin, daß seit 1780 „jener besondere Bestandteil der britischen Kultur: die katholische Religion . . . , gewalttätig nach Australien ausgewiesen wurde“. Die Folge davon war, daß von Anfang an die weiße Bevölkerung Australiens zu einem erheblichen Prozentsatz katholisch war, „und zwar katholisch auf eine besondere Art und Weise, nämlich irisch-katholisch“. Die deportierten Katholiken, Opfer der englischen Unterdrückungspolitik nach dem Aufstand von 1798, brachten ihre traurigen Erfahrungen, die Gefühle des gegen sie begangenen Unrechts mit ins Land, das sich in seiner Einstellung gegen die Katholiken zunächst in nichts vom Mutterland unterschied. Zudem stammten diese Irländer aus einer verfolgten und unterdrückten Kirche, die, wie Coghlan sagt, ganz ähnlich wie die Orthodoxie auf dem Balkan gegenüber Konstantinopel Sammelbecken aller nationalen Gefühle gegen den Feind England war. Dieser verbitterte irische Katholizismus bildet — soziologisch gesehen — die Grundsubstanz der Kirche (als soziales Gebilde) in Australien.

Die Katholiken Australiens waren auf Grund der historischen Ausgangslage politisch, wirtschaftlich und sozial unterprivilegiert. Sie gehörten den unteren Schichten an (was auch heute noch weitgehend der Fall ist). Sie hatten lange Zeit nichts mitzureden. Die Unterprivilegierung in jeder Hinsicht und der Wille der Katholiken, aus diesem Zustand herauszukommen, bilden die entscheidende Voraussetzung dafür, daß sie sich bereits in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, also zu Beginn der sozialistischen Bewegung, mit den Sozialisten zusammaten und — je länger, desto stärker — dank dieses Bündnisses auf die Politik des Landes Einfluß gewannen. Coghlan hält diese Zusammenarbeit für singulär. „Die enge und erfolgreiche Zusammenarbeit des Katholizismus mit dem Sozialismus zwecks einer christlich-sozialen Bewegung“, sagt er, „dürfte in der neueren katholischen Geschichte einmalig sein, sind doch der Katholizismus Europas und die sozialdemokratische Bewegung bis zur gegenwärtigen Stunde Erzfeinde geblieben.“

### *Die Rolle des Episkopats*

Die gemeinsame politische Aktion zwischen Katholiken und Sozialisten zur Durchsetzung ihrer Ansprüche, die, wie gesagt, sehr bald erfolgreich war, wurde auf katholischer Seite nicht nur von Laien getragen. Sie wurde vielmehr in einer für europäische Verhältnisse schlechterdings unvorstellbaren Weise von der offiziellen Kirche, dem Episkopat, gestützt.

Als der Gedanke der sozialen Gleichberechtigung in den

letzten beiden Dekaden des vergangenen Jahrhunderts Australien an den Rand des sozialen Umsturzes brachte und in der großen Streikwelle von 1890 gipfelte, durch die die Macht des Kapitalismus gebrochen werden sollte, fanden die katholischen und sozialistischen Arbeiter ihre stärkste Stütze im Erzbischof von Sidney, Kardinal Moran. Diesem Kardinal verdankt die moderne australische Labour Party weitgehend ihre sozialpolitische Konzeption wie auch die Linie ihrer organisatorischen Struktur. Der Kardinal war damals davon überzeugt, daß die Arbeiterpartei die ihr zukommende Rolle nicht spielen werden könne, solange jede Kolonie: Neusüdwales, Viktoria, Südaustralien, Westaustralien, Queensland, Tasmanien, eine eigene Regierung und eine eigene Arbeiterbewegung besäße, die eine radikal, die andere gemäßigt, die dritte klein usw. Um die Voraussetzung zu schaffen, die die Labour Party zur Übernahme der politischen Verantwortung in Australien befähigen könnte, wurde der Kardinal zum Führer der Föderalistischen Bewegung Australiens. Am 17. August 1900 wurde dann das föderalistische Commonwealth Australien und damit das moderne Australien geboren.

Die Zusammenarbeit zwischen Katholiken und Sozialisten ist in Australien fruchtbar gewesen. Um so eigenartiger berührt es, zu hören, daß die Aktionsfähigkeit der Partei bis weit in die Jahre nach dem ersten Weltkrieg geschwächt wurde wegen der auch in der Arbeiterpartei erbittert geführten Auseinandersetzung um die Frage der Wehrpflicht Australiens im ersten Weltkrieg. Der Episkopat, an seiner Spitze der heute 96jährige Erzbischof Mannix von Melbourne, hat diese Frage damals eindeutig verneint (Australien hat dann auch nur eine freiwillige Kriegshilfe geleistet, die freilich größer war als die irgendeines Mitgliedes des Britischen Commonwealth).

So notwendig und erfolgreich der soziale Kampf der australischen Katholiken auch war, er hat auch unbeabsichtigte Effekte gehabt, an denen die Kirche bis in die jüngste Zeit hinein krankte. Coghlan nennt hier vor allem den Mangel an einer katholischen Intelligenzschicht. Um sie heranzubilden, hatte man angesichts des Kampfes um die nackte Existenz einfach keine Zeit. Durch den ständigen Einstrom qualifizierter katholischer Einwanderer aus Mittel- und Osteuropa, vor allem seit 1945, sind jedoch jetzt alle Voraussetzungen gegeben, um diesem Mangel abzuwehren und der Bildungsfeindlichkeit, die nach Coghlan besonders unter den einfachen Geistlichen irischer Herkunft verbreitet ist, entgegenzuwirken. Die neue katholische Intelligenz, der der Episkopat besondere Aufmerksamkeit widmet, wird der christlich-sozialen Bewegung neue Energien zuführen, die mit Sicherheit auch auf die Arbeit der Katholiken in der Labour Party ausstrahlen wird — so lange jedenfalls, wie sich für die Katholiken Australiens keine Möglichkeiten abzeichnen, in der hart an ihren britischen Traditionen festhaltenden Liberalen Partei wirksam zum Zuge zu kommen.

#### *Aus dem Nahen Osten*

**Begegnung der Christen verschiedener Kirchen und Riten in Ägypten**

Anfang März 1960 fand (nach NCWC News Service, 12. 3. 60) in Alexandrien in Ägypten ein Treffen zwischen Christen der verschiedensten Riten und Sprachen im dortigen St.-Markus-

Kolleg statt, einer international bekannten Institution, die von den Christlichen Brüdern geleitet wird.

Die höchsten Teilnehmer an dieser Zusammenkunft waren der griechisch-orthodoxe Patriarch von Alexandrien, Christophoros II., und der lateinische Apostolische Vikar von Alexandrien, Bischof Johannes Capistran Cayer, ein gebürtiger Kanadier. Außerdem nahmen noch der melkitische Erzbischof Pierre Chami von Bosra (Syrien), der sich gerade in Alexandrien aufhielt, und verschiedene andere Bischöfe und Patriarchalvikare des koptischen, maronitischen, armenischen und syrischen Ritus von katholischer Seite, von nichtkatholischer Seite der Patriarchalvikar des koptischen Patriarchen von Alexandrien, Kommos Yacoub El-Baramossi, der Pfarrer der protestantischen Gemeinde von Alexandrien, Pastor Charles Dubois, und der Archimandrit Zaven Chichinian, Haupt der Gregorianisch-armenischen Gemeinde von Alexandrien, an der Zusammenkunft teil. Die Versammlung wurde, als der griechisch-orthodoxe Patriarch und der lateinische Bischof zusammen ihren Einzug in die Kapelle des Kollegs hielten, durch den traditionellen Begrüßungsgesang für die lateinischen Bischöfe „Ecce sacerdos magnus“ begrüßt.

Bei den Gottesdiensten wurde das Evangelium auf Latein, Griechisch, Koptisch, Armenisch, Arabisch, Altsyrisch, Kirchenslawisch, Französisch, Italienisch, Deutsch, Englisch und Russisch gelesen. Hymnen wurden von lateinischen, griechischen und koptischen katholischen Chören und von armenischen und griechischen orthodoxen Chören gesungen.

Bei dem Treffen sprach man über die Schritte, die in letzter Zeit auf eine Wiedervereinigung der Christenheit hin gemacht worden sind. Man hob dabei vor allem die Ankündigung des Ökumenischen Konzils durch Papst Johannes XXIII. hervor, bei der er das Anliegen der Einheit besonders genannt hat; ferner die Antwort, die der Ökumenische Patriarch Athenagoras von Konstantinopel darauf gegeben, und die Bemühungen, die er selber inzwischen aufgenommen hat; dann die Teilnahme von Vertretern aller christlicher Gemeinschaften bei den Inthronisierungsfeierlichkeiten des koptischen Patriarchen Kyrillos VI. in seiner Kathedrale in Kairo am 10. Mai und bei der Weihe des lateinischen Weihbischofs Amand Hubert, Apostolischen Vikars von Heliopolis, am 24. Mai vergangenen Jahres, schließlich bei der Weihe Erzbischof Joseph Tawils, Patriarchalvikars des katholischen melkitischen Patriarchen von Antiochien am 1. Januar dieses Jahres.

Zum Schluß ihrer Zusammenkunft rezitierten die Teilnehmer an dem Treffen gemeinsam das Vaterunser, jeder einzelne mit leiser Stimme in der eigenen Sprache. Danach empfingen alle mit gebeugtem Haupt den doppelten Segen vom Patriarchen Christophoros und von Bischof Cayer.

Die gemeinsame Spendung des Segens durch die beiden höchsten Würdenträger einer orthodoxen und einer katholischen Gemeinschaft ist wohl das religiös auffallendste Ereignis dieser Begegnung im Geiste der Wiedervereinigung im Glauben. Es ist nicht das erste Mal, daß etwas Derartiges auf ägyptischem Boden geschieht.

#### *Besuch des katholisch-koptischen Patriarchen bei dem von Rom getrennten koptischen Patriarchen*

Ende 1959 hat der katholisch-koptische Patriarch, Stephanos I., dem Patriarchen der von Rom getrennten Kopten (der größten christlichen Kirche in Ägypten), Kyrillos VI., einen Besuch abgestattet; über diesen hat die

Wochenschrift des lateinischen Apostolischen Vikariats von Alexandrien, „Le Messager“, in einem kurzen Aufsatz berichtet, den wir wörtlich wiedergeben (nach „La Croix“, 29. 12. 59):

„Wir sind Zeugen eines in seiner Art einzigen und für jeden Kopten, der stolz darauf ist, diesem Land der Pharaonen anzugehören, tief ergreifenden Schauspiels gewesen, das ganz auf der Linie des Ökumenischen Konzils liegt.

Letzten Sonntag, kurz nach 11 Uhr vormittags, hielt ein Auto vor der Freitreppe des Patriarchats, wo der Generalvikar und der Sekretär des Patriarchen Kyrillos VI. und einige Mitglieder ihrer Gemeinschaft warteten. Seine Seligkeit Stephanos I., katholisch-koptischer Patriarch, kam in Begleitung P. Gabriel Ghattas, Pfarrers der koptisch-katholischen Kathedrale, raschen Schritts heran und wurde von der Menge mit Applaus begrüßt.

In der Halle des ersten Stocks erwartete Seine Heiligkeit Kyrillos VI. den hohen Gast und empfing ihn mit der brüderlichen Umarmung, während die Menge, die Zeuge dieser Geste war, den beiden Patriarchen zujubelte und beiden Nachfolgern des hl. Markus langes Leben wünschte. [Der hl. Markus gilt als erster Bischof von Alexandrien, die Patriarchen als seine Nachfolger wie der Papst als Nachfolger Petri.]

Die Unterhaltung war sehr herzlich und dauerte mehr als eine halbe Stunde. Ich nehme an, daß die aktuellen Probleme den Gegenstand der Unterhaltung bildeten. Als der Gottesdienst in der Kathedrale beendet war, stellten sich dessen Teilnehmer im inneren Hof auf und jubelten den beiden Patriarchen zu, die auf den Balkon austraten und die dichte Menge segneten, die ihnen Beifall klatschte, Wünsche nach der Wiedervereinigung der Kirche Christi formulierte und ebenfalls den beiden Nachfolgern des hl. Markus zujubelte und wünschte, daß diese Brüderlichkeit ein Zeichen künftiger Glorie der Kirche in Ägypten sei.

Von neuem brach die Begeisterung im Saal des Patriarchats aus, wo die Menge an den beiden Seite an Seite sitzenden Patriarchen vorbeidefilte, um ihren Segen zu empfangen und ihnen die Hand zu küssen. Auch dort schufen die Freudenschreie und die zagharîts der Damen eine ganz ungewöhnliche Atmosphäre... War es ein Traum? ... Nein, denn die Menge ist Zeuge, und die zahlreichen Photographien, die während des Besuchs aufgenommen wurden, werden die Erinnerung an dieses Treffen für immer festhalten, das zwar nicht das erste war, aber eine ganz spontane und natürliche Atmosphäre der Gemeinschaft zweier Schwestergemeinschaften oder vielmehr zweier Brüder, die der gleichen koptisch-ägyptischen Gemeinschaft angehören, schuf.

Beim Abschied Seiner Seligkeit Stephanos' I. unterstrich Applaus die brüderliche Umarmung der beiden Patriarchen.“

### *Ägypten als Zentrum christlicher Begegnung*

Die christlichen Gemeinschaften in Ägypten bilden, alle zusammengenommen, natürlich nur eine Minderheit inmitten einer völlig islamischen Umwelt: unter rund 24 Millionen Einwohner, die zum weitaus größten Teil Mohammedaner sind, leben 1,5 Millionen Kopten und rund 500 000 andere Christen. Gegenüber dem Druck, den vor allem in der letzten Zeit der totalitaristische Staat der Vereinten Arabischen Republik auf diese Minderheit ausübt — wir haben in den letzten Jahren öfters darüber

berichtet (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 116 ff., 316 f.; 11. Jhg., S. 170 f., S. 222 f.) —, schließen die christlichen Gemeinschaften sich naturgemäß leicht zur Verteidigung ihrer Rechte zusammen. Aber wenn man darum sagen will, daß diese Annäherung „politische Gründe“ habe, so hat ja auch die Spaltung der Christenheit zum großen Teil „politische Gründe“ gehabt — wenn nicht bei ihrem Entstehen, so jedenfalls bei ihrem Fortbestand. Die Geschichte mag sich jetzt umkehren: „politische Gründe“ drängen die christlichen Gemeinschaften wohl näher aneinander. Doch von dieser Annäherung begünstigt, beginnen auch die gegenseitigen Vorurteile zu schwinden, und das Beispiel Ägyptens, in dem sich eine solche Annäherung bereits seit mindestens zehn Jahren ganz öffentlich vollzieht, beweist, wie weit die brüderliche Freundschaft fortschreiten kann und mit welcher Zustimmung sie auch von den christlichen Gläubigen begrüßt wird.

### *Aus den Missionen*

**Daß unter Mithilfe der Katholiken den unterentwickelten Ländern zugleich mit der materiellen auch geistige Hilfe geboten werde. Missionsgebetsmeinung für Juni 1960**

Nicht in allen Ländern der katholischen Welt stehen heute die Fragen der kirchlichen Entwicklungshilfe so sehr im Vordergrund der Diskussion wie in deutschen Ländern, wo bisher zwei großangelegte sogenannte Fastenaktionen des Episkopats gegen Hunger und Krankheit in der Welt die Gewissen aufrüttelten, die Aufgaben der

Kirche erläuterten und auch zur Sammlung von materiellen Mitteln in einer Größenordnung führten, die einmalig in der Geschichte kirchlicher Sozial- und Caritasarbeit in Europa ist und selbst die anerkannt große Gebefreudigkeit der nordamerikanischen Katholiken für die Notstandsländer zu übertreffen scheint. Denn die durch die Hilfsorganisation der amerikanischen Bischöfe verteilten gewaltigen Lebensmittelmengen für hungernde Länder bestehen zu einem erheblichen Teil aus Surplus-(Überschuß-)Gütern, die seitens der amerikanischen Regierung über die großen Wohlfahrtseinrichtungen der Kirchen und anderer geeigneter Organismen zur Verteilung gebracht werden. Vor allem hat sich bisher keine Hilfsorganisation der katholischen Kirche so systematisch in die Aufbau- und Strukturhilfe eingeschaltet wie die deutsche Aktion „Misereor“. Aber nicht in allen altchristlichen Kirchen der westlichen Welt, deren Glieder Anteil an dem gehobenen Lebensstandard ihrer Länder haben, ist das Bewußtsein der Größe von Aufgabe und Verpflichtung in ähnlicher Intensität erwacht. Dies hängt zum großen Teil damit zusammen, daß in einer Anzahl dieser Länder die Kirche mit schweren wirtschaftlichen Sorgen ringt und ihre eigenen Sozial- und Caritaswerke kaum unterhalten kann bzw. unter drückenden Lasten des Schulunterhalts steht. Es gibt „reiche“ Länder des Westens, in denen die Kirche kaum die Mittel zum Unterhalt ihrer Priester und zur Bestreitung der Kultuskosten aufbringt. Dennoch können „die sozialen Weltaufgaben der Kirche“, von denen Kardinal Frings, noch unter dem Eindruck des Erfolges der ersten bischöflichen Fastenaktion stehend, in einer Predigt am 1. Mai 1959 sprach, nur gelöst werden, wenn die Gesamtkirche sich hier in Gesinnung und Tat zusammenfindet. So hat die Missionsgebetsmeinung, die jeweils der ganzen katholischen Christenheit vorgelegt wird, eine große weltkirchliche Aktualität, selbst wenn

in Deutschland nun zum zweiten Male von den Kanzeln und durch die Presse die Pflicht aller Katholiken eingeschärft wurde, für die Notstandsländer aus christlichem Geiste fühlbare Opfer zu bringen.

Der Nachdruck der Gebetsmeinung für Juli 1960 liegt nun auf der Gestaltung der Hilfe. Es kommt die große Sorge der Kirche zum Ausdruck, daß man glaubt, mit rein materieller Hilfe bzw. mit Anleitung dazu die Probleme der Entwicklungsländer meistern zu können, während doch für das Gelingen der Aufgabe eine geistig-sittliche Menschenbildung von entscheidender Bedeutung ist. Im lateinischen Originaltext der Gebetsmeinung wird hier der Ausdruck „auxilium spirituale“ gebraucht, was sowohl geistige als geistliche (religiöse) Hilfe bedeuten kann. Die kirchliche Entwicklungshilfe wird so zum Durchdenken der Wertordnung genötigt, in der ihre eigene Arbeit steht bzw. stehen soll. Es gibt hier Probleme, weil es sich um die Anwendung dogmatischer Prinzipien auf Gegebenheiten handelt, die in gewisser Hinsicht, allerdings durchaus nicht in jeder Hinsicht, neu sind. Es sei hier, um mit dem äußeren Kreis der Fragen zu beginnen, nur an die Frage erinnert, wie weit katholische Sozialaktion mit der Entwicklungshilfe der Organismen der Vereinten Nationen zusammengehen kann bzw. gegebenenfalls muß, eine Frage, die durch grundsätzliche und praktische Stellungnahmen der höchsten kirchlichen Autoritäten weithin als gelöst betrachtet werden kann. Eine weitere Frage ist, ob die Zusammenarbeit mit neutralen Organisationen so weit gehen darf, daß in der Vergangenheit durch die Mission unter oft großen Opfern und Entbehrungen für das materielle und kulturelle Wohl der Notstandsländer geschaffene Einrichtungen dadurch in ihrer Entwicklung Schaden leiden oder sogar untergehen. Muß man nicht zuerst danach trachten, bestehende Einrichtungen den Erfordernissen der neuen Lage anzupassen und auszugestalten? Müssen die Katholiken nicht zuerst die eigenen Investitionen an Menschen, Material und praktischen Erfahrungen in den kirchlichen Caritas- und Sozialeinrichtungen der sogenannten Entwicklungsländer retten und fruchtbar machen helfen? Die Frage ist vor drei Jahren in Holland lebhaft erörtert worden. Dabei wies man darauf hin, daß „neutrale“ Gruppen ja nur materielle Hilfe leisten könnten und daß die Mehrzahl dieser „neutralen“ Einrichtungen praktisch sozialistisches Denken verbreitet. So äußerte sich vor allem der Leiter des Van-Rossum-Instituts, Prof. G. H. L. Zeegers, der sich für eine auf internationaler Basis organisierte katholische Sozialaktion einsetzte, die dann nach dem Subsidiaritätsprinzip den Hilfsorganisationen der UN zur Seite treten sollte. Manchen schien nun eine derart organische allgemeine Bindung kirchlicher Aktionen an religiös neutrale internationale Gebilde inopportun, ja sogar gefährlich zu sein, obwohl sie den Vorteil bot, großräumige Projekte mit finanzieller Hilfe der Vereinten Nationen in Angriff zu nehmen. In Holland war nun schon eine Gruppe katholischer Organisationen dazu übergegangen, systematisch eine in den Niederlanden gegründete neutrale Hilfsorganisation zu unterstützen, deren allseitige Neutralität auf Grund der Zusammensetzung ihres Aktionsausschusses in Zweifel gezogen wurde. Diese Gruppe sah sich starken Angriffen gegen ihre Haltung ausgesetzt, machte aber geltend, daß sie durchaus nicht die Notwendigkeit eigener katholischer Initiative leugne, aber — in Übereinstimmung mit der Haltung höchster kirchlicher Stellen — die Auffassung vertrete, daß die Abwesenheit der Christen in den neu-

tralen Organisationen diese zwangsläufig zum ausschließlichen Tummelplatz achristlicher und antichristlicher Weltanschauungen machen müßte. Praktisch entschied man sich dann für das „Sowohl-Als-auch“.

Diese Debatte, die in der Presse ausgetragen wurde, leitet nun unausweichlich zum inneren Kreis der katholischen Überlegungen zum Thema „Entwicklungshilfe“ über: Was ist letztes Motiv und Ziel kirchlicher Sozialaktion? Wie kann dieses gegebenenfalls nach außen sichtbar gemacht werden, ohne daß eine solche Aktion in den Geruch der Proselytenmacherei kommt? Wie verhalten sich überhaupt Leib- und Seelsorge der Kirche zueinander? Hat nicht in der Vergangenheit manchmal eine verfehlte Methode — Anreiz zur Bekehrung durch Darbietung materieller Vorteile — zu religiös unerfreulichen Ergebnissen geführt? Die Frage nach der inneren Ausrichtung katholischer Entwicklungshilfe ist auch besonders akut, weil unter dem einen Motto der Entwicklungshilfe eine sehr große Zahl übernationaler, nationaler und privater Organisationen angetreten ist. In der Kolonialära konnte die Sozialarbeit der Kirche sich von ihrem einzigen Mitbewerber auf diesem Gebiet, der Kolonialmacht, in ihrem Eigensein viel leichter nach außen und innen absetzen als heute von den vielen und vielgestaltigen Kräften, die scheinbar ohne weltanschauliche Bindung nur der Hebung der Bevölkerung dienen, aber doch weltanschaulich nicht neutral sein können, weil im Hintergrund jeder wirtschaftlich-sozialen Hilfe das Weltanschauungsbild des Gebers dieser Hilfe zur Auswirkung kommt. Nicht nur aus der inneren Verpflichtung ihrer göttlichen Sendung, sondern auch aus den Notwendigkeiten der Stunde heraus muß sich deshalb christliche Entwicklungshilfe ihr Eigensein nachdrücklich sichtbar machen.

#### *Unterentwickelte Länder — Entwicklungsländer — Entwicklungshilfe*

Die Schwierigkeiten für diese Sichtbarmachung beginnen schon mit den allgemein angenommenen Sachbegriffen bzw. Wortprägungen. Der Ausdruck „Unterentwickelte Länder“ reizt direkt dazu, ihn nicht, wie er eigentlich gemeint ist, rein ökonomisch zu sehen, vielmehr in ihm auch soziale, kulturelle und weltanschauliche Elemente hineinzufragen. Der erste Beweis ist ein sogenannter negativer Beweis. Ihn liefert die farbige, aus der kolonialen Bevormundung herausgetretene Welt, indem sie den Ausdruck ablehnt, weil sie in ihm eine menschlich-kulturelle Minderbewertung wittert. Unseren Wirtschaftsmaterialisten wird damit zugleich eine Lektion erteilt, indem man ihnen zu verstehen gibt, daß der homo oeconomicus nicht der ganze Mensch ist. Man gibt zu, daß man die moderne Technik nicht hat und daß man sie haben will, aber man legt Wert darauf, zu betonen, daß man eine eigene Kultur mit eigenen Werten und eigener Entwicklungsfähigkeit besitzt. Zugleich will man damit sagen, daß man die Menschenwürde im Vollsinn besitzt. Man lehnt es ab, daß altehrwürdige Kulturen des Ostens und die Primitivkulturen Afrikas an das unterste Ende einer Wertskala gesetzt werden, die eine technisch hochentwickelte, aber von religiös-sittlichen Werten entleerte Allerweltzivilisation als die Spitze der Kulturpyramide betrachtet. Der zweite Beweis kann positiv geführt werden. Alle Träger der „neutralen“ internationalen Entwicklungshilfe erklären grundsätzlich, sie wollten nur ökonomisch-gesellschaftliche Hilfe leisten. Auf der untersten Ebene des unmittelbaren

menschlichen Kontaktes sehen die Dinge aber ganz anders aus. Der sowjetische Mechaniker, der den von der UdSSR gelieferten Traktor begleitet, ist zugleich Propagandist der materialistischen Weltanschauung. Er muß es sogar sein, weil er Anhänger des materialistischen Entwicklungsbegriffes ist, der ihm nicht gestattet, Wirtschaft und Weltanschauung geistig zu trennen. Der moderne Humanist trägt in die Entwicklungshilfe alle Träume von einer Welt hinein, in der der natürlich gute und edle Mensch das Maß aller Dinge ist. Der Wirtschaftsmaterialist westlicher Prägung sieht das Glück der Menschheit in dem Maße wachsen, als ihr eine stets vollkommener entwickelte Technik einen stets höheren Lebensstandard gestattet. Der antireligiöse Laizist sieht es für eine notwendige Aufgabe an, die religiösen Kräfte aus dem Entwicklungsprozeß auszuschalten. Der Ausdruck „Entwicklung“ bietet sich jeder metaphysischen oder antimetaphysischen Deutung dar, er steht jeder weltanschaulichen Interpretation offen. In deutschen Landen hat man nun zwar den Ausdruck „Unterentwickelte Länder“ durch „Entwicklungsländer“ ersetzt, um damit die Empfindsamkeit der Asiaten und Afrikaner zu beruhigen. Aber jeder sieht, daß der neue Ausdruck ebenso nebelhaft ist wie der alte. Eben deshalb erfordert seine Verwendung katholischerseits stets eine wache Selbstbesinnung. Das gleiche gilt natürlich auch für den Ausdruck Entwicklungshilfe. Deshalb kann man auch dem Vorschlag nicht folgen, den der verdiente ehemalige Direktor der afrikanischen Wochenzeitung „Afrique Nouvelle“, P. de Benoist PA, im Januar 1960 im Bulletin International, dem Organ der Internationalen Union der katholischen Presse (Paris), machte, nämlich den Ausdruck „Missionsländer“ durch „Entwicklungsländer“ zu ersetzen. De Benoist meint, weil man das inhaltreiche Wort „Missionar“ mit antiquierten Begriffen verbinde, daß nämlich der Missionar mit unzureichenden Mitteln aus Almosen usw. „etwas zuwege bringe“, während die Zeit vorbei sei, ihm auf diese Weise zu helfen, „deshalb wollen wir auf den so sinnreichen, aber auch zu Mißverständnissen führenden Ausdruck ‚Missionsländer‘ verzichten; sagen wir lieber ‚Entwicklungsländer‘: das Wort bietet den Vorzug, die Vorstellung eines neuen, dynamischen und in die Zukunft blickenden Werkes zu wecken“. Gewiß ist der Ausdruck „Missionsländer“ in die Liste der Wortprägungen gekommen, die von der Elite der jungen Nationen der farbigen Welt mit Unbehagen vermerkt werden, weil sie ihn mit den Vorstellungen der Kolonialära assoziieren, aber man sollte lieber hier einen neuen Begriff prägen, als diese Wesensfunktion der Kirche in dem schillernden Wort der Entwicklungshilfe untergehen zu lassen. Die Ideenführung von P. de Benoist ist verwandt mit jener Auffassung, daß die kirchliche Sozialarbeit in der Entwicklungshilfe von heute vor einem absoluten Neuanfang stehe. In dieser Linie stehen bisweilen junge katholische Soziologen und Nationalökonomien, die in den Dienst der kirchlichen Entwicklungshilfe treten, von Tatendrang erfüllt sind und nicht die Zeit finden, die wirtschaftlichen und sozialen Verwirklichungen der Missionen in der Vergangenheit gründlich zu studieren. Da die Kirche in ihrer langen Geschichte unendlich viel für die Hebung der Völker auf allen Gebieten tat, kann doch die Frage der Entwicklungshilfe nicht in jeder Hinsicht für sie neu sein. Die Missionare haben das Problem im jeweils begrenzten Kreis ihrer Erfahrung immer wieder gesehen und sind ihm im Rahmen mehr oder weniger begrenzter kirchlicher Bewegungsfreiheit, mehr oder weniger

begrenzter Mittel und mehr oder weniger ausreichender sozialökonomischer Vorbildung und Begabung begegnet. Nachdem aber die Entwicklungshilfe in der zur äußeren Einheit zusammenwachsenden Welt zur vordringlichsten internationalen Aufgabe geworden ist, müssen freilich auch die Missionen ihre Grundsätze und Methoden überprüfen und den neuen Gegebenheiten anpassen. Dies ist das Neue an der Sache. Es ist auch abwegig, wenn man es so darstellt, also ob die Caritasarbeit, die Bildungstätigkeit (Schulen!) und die Bemühungen der Kirche zur allgemeinen Hebung der Volksgesundheit in den Missionen der neuesten Zeit nur Vorstufen einer sozialökonomischen Aktion gewesen seien, in die die Kirche jetzt erst eigentlich eintrete. Die Mission hat nicht nur Vorbereitungsarbeit dieser Art geleistet, sondern mitten in der sozialökonomischen Arbeit vor allem in der Welt der Primitive gestanden, als diese von der technischen Zivilisation erreicht wurde. Es gibt hier sogar Großraum-Projekte, die im Laufe einer längeren Zeit systematisch zu wirklichen und dauernden Erfolgen geführt wurden. Der Uganda-Missionar C. Juffermans MSF erklärte in einem Referat der Niederländischen Missionswissenschaftlichen Woche in Nimwegen am 9. April 1959: „Man bekommt bisweilen den Eindruck, daß der niedrige Lebensstandard (der Einheimischen) erst in den letzten Jahren von den westlichen Ländern entdeckt wurde und daß man der Mission vorwirft, sie habe in all den Jahren nichts zu dessen Hebung getan. Das ist eine schiefe Vorstellung der Tatsachen. Die Mission hat in all den Jahren über diese Zustände in unseren ungelesenen Missionszeitschriften geschrieben, und jeder Missionar, Priester, Bruder oder Schwester, hat sich auf die eine oder andere Weise eingespannt, um die Not der Einheimischen zu lindern. Keiner hat sich ausschließlich auf geistliche Tätigkeit beschränkt . . . Aber die Mission wurde aus Mangel an Geld und Mitteln allein mit der Arbeit nicht fertig. Was die Mission an Geld und menschlichen Energien bei diesem Bemühen eingesetzt hat, ist nicht zu sagen“ (Het Missiewerk, 4, 1959). Es wäre für die derzeitige katholische Entwicklungshilfe verhängnisvoll, wenn sie sich selbst den Weg zur positiven Wertung der kirchlichen Sozialarbeit in den Missionen der jüngst vergangenen Zeit verbaute. Zur positiven Wertung kommt man aber nur, wenn man jene Arbeit nicht vom Kartentisch moderner Entwicklungsstrategie und Wirtschaftsplanung sieht, sondern mit dem Blick für geschichtliches Werden und die Bedingtheiten der jeweiligen Lage des betreffenden Missionsgebiets. Dringlicher als eine Pauschalkritik an der Vergangenheit ist heute, daß man die Verbindungslinien zwischen Vergangenheit und Gegenwart katholischer Sozialarbeit in den Entwicklungsländern herausarbeitet, um unter teilweise ganz neuen Gegebenheiten organisch weiterarbeiten zu können. Nur mit solch positiver Wegweisung ist auch den Feldmissionaren gedient, auf die heute soviel Kritik vom grünen Tisch herunterprasselt, daß sie entmutigt werden könnten, wenn sie nicht das Bewußtsein hätten, stets das Beste gewollt zu haben. Sie, deren Blickfeld naturgemäß auf das eigene Arbeitsfeld beschränkt war und die nun ihre lokalen Probleme im Lichte einer mit neuen Methoden arbeitenden internationalen Entwicklungshilfe sehen lernen müssen, sind durchaus lernbereit. Eine theoretische Unterweisung, die übrigens immer mehr auch in die Studienordnung der Missionsseminare aufgenommen wird, nützt allerdings wenig, wenn man den Missionaren nicht auch die Mittel und die sachkundigen

Helfer aus dem Laienstande zur Verfügung stellt, die katholische Sozialprogramme aus katholischem Geiste durchführen helfen. Für die Heranbildung solcher Helfer geschieht im katholischen Lager sehr wenig, auch noch nach dem Aufruf der Enzyklika *Fidei Donum* bzw. den nachdrücklichen Hinweisen der jüngsten Missionsenzyklika *Princeps Pastorum*. Der Wirtschafts- und Sozialrat der Vereinten Nationen hat in den ersten zehn Jahren seines Bestehens der ihm unterstellten „Technischen Hilfe“ 8000 hochqualifizierte Spezialisten und 14000 Ausbildungskräfte zur Verfügung gestellt. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1957 arbeiteten mehr als 2000 Techniker aus den Ländern des Sowjetblocks in insgesamt 19 Entwicklungsländern. Umgekehrt wurden im gleichen Zeitraum 2000 Techniker und Studenten aus Entwicklungsländern in der Sowjetunion und den Satellitenstaaten speziell ausgebildet (vgl. Werner Pank, *Der Hunger in der Welt*, Freiburg i. Br., Herder 1959, S. 126). In Deutschland sind solche zum Dienst in den Entwicklungsländern bereite Experten noch absolute Mangelware. Darunter leidet nicht nur die Wirkkraft der staatlichen Entwicklungshilfe der Bundesrepublik, sondern auch die Bischofsaktion „Misereor“, unter deren Antrieb im Vorjahr die Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (Köln, Helenenstraße 11) gegründet wurde, deren Ziel es ist, deutsche Fachkräfte vorzubereiten, die sich für einige Jahre einer Tätigkeit im Rahmen der Entwicklungshilfe zur Verfügung stellen wollen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 292). Die Arbeitsgemeinschaft will den betreffenden Kräften auch die entsprechenden sozialen und rechtlichen Sicherungen schaffen. Bei der Auslese dieser Personen wird man auch auf die charakterliche Eignung sehen. Es muß nachdenklich stimmen, wenn ein Deutscher aus Khartoum schreiben konnte: „Unter den wenigen deutschen Spezialisten und Lehrern im Dienste der Entwicklungsländer trifft man leider immer wieder Menschen, die sich, sowohl beruflich als auch charakterlich gesehen, unter den in ihrem Heimatland herrschenden Konkurrenz- und Auslesebedingungen nicht durchsetzen konnten“ („Die Zeit“, 20. 11. 59).

#### *Werte christlicher Sozialarbeit in den Notstandsländern*

Der entscheidende Wert christlicher Sozialarbeit in den Missionsländern, demgegenüber alle menschlichen Unzulänglichkeiten bei ihrer Durchführung verblassen, war stets, daß sie nicht wertneutral war, vielmehr nach einer Totalkonzeption arbeitete, in deren Mittelpunkt der ganze Mensch als Geschöpf und Ebenbild Gottes stand, der eine unsterbliche Seele besitzt und zu einem jenseitigen Endziel berufen ist. Das bedeutete in keiner Weise, daß man die Bekehrung zum Christentum als Vorbedingung für soziale Hilfe stellte. Aber man wurde so davor bewahrt, mit Teilkonzeptionen zu arbeiten, die jeweils gewisse Bereiche der menschlichen Lebensäußerungen isoliert angehen, wie es beispielsweise bei der Technical Assistance geschieht. Echte und dauerhafte soziale Arbeit muß auch die geistige Entwicklung und die Beeinflussung der inneren Antriebskräfte des Menschen ins Auge fassen, um sie mit der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung in eine innere organische Verbindung zu bringen. Entsprechend der Struktur des Menschen haben die geistig-sittlichen Werte den Primat in der Gestaltung der Sozialordnung. Jede Entwicklungs-

hilfe, die dies übersieht, bereitet ihren eigenen Fehlschlag vor. Und da der Mensch sein Handeln letztlich auf der Grundlage eines persönlichen Weltbildes bestimmt, sieht christliche Entwicklungshilfe es als ihr vornehmstes Ziel an, die (übernatürlichen und natürlichen) Antriebskräfte der christlichen Weltanschauung in den Entwicklungsprozeß einzuführen.

Wenn man die Programme über Entwicklungshilfe, wie sie jetzt außerhalb des spezifisch christlichen Sektors vorgelegt werden, liest, hat man zu oft den Eindruck, das Problem ließe sich allein mit gigantischen Kapitaltransaktionen und der Anleitung lösen, dies Geld nutzbringend zum Wirtschaftsaufbau zu verwerten. In einem Aufsatz „Zeichen und Zeugnis“ zur zweiten Fastenaktion der deutschen Bischöfe („Die katholischen Missionen“, 1, 1960) brandmarkte J. A. Otto SJ „diesen öden Wirtschaftsmaterialismus, auch wenn er sich humanistisch zu tarnen sucht, als die tödliche Gefahr aller profanen Wirtschaftshilfe. Die Säkularisten, die glauben, ohne Gott die Welt liberalistisch oder sozialistisch bewirtschaften zu können, treiben ein gefährliches Spiel mit dem Bumerang, der die Helfer selber zerschmettern könnte. Unaufhaltsam, wenn auch ungewollt, weil ihr flacher Geist nicht so tief reicht, zerschlagen sie die nichtchristlichen Religionen und ihre überlieferte, religiöse Lebensordnung, ohne an deren Stelle eine neue, religiös in Gott verwurzelte Lebensordnung geben zu können. Ahnungslos spielen sie Afrika und Asien dem Kommunismus in die Hände, vor dem sie diese bewahren wollen.“ Ganz ähnlich äußerte sich Alfred de Soras SJ auf der Sozialen Woche der französischen Katholiken in Angers 1959 (vgl. „Stimmen der Zeit“, Jhg. 1959/60, S. 146): „Eine solche (Entwicklungs-)Hilfe muß zunächst auf den ganzen Menschen Rücksicht nehmen. Das bedeutet, daß sich eine solche Politik nicht auf das enge und begrenzte Gebiet des Technischen beschränken darf. Es ist auffallend, wie für manche Leute, die in der Entwicklungshilfe stehen, diese eine rein technische, d. h. wirtschaftliche bleibt. Diese Wirtschaftsbesessenheit ist nur eine mehr oder weniger verschleierte Form des Materialismus und ebenso tödlich wie dieser. Gleich ihm erstickt er das Menschliche im Menschen. Es fehlt ihm die Weite christlicher Sicht.“ Es kümmert diese Planer wenig, daß die unglücklichen Opfer solcher Entwicklungshilfe innerlich zerrissen werden, so daß man schon schrieb, die heutigen Generationen der unterentwickelten Länder seien geopfert Generationen. Diese Opferung ist nicht zwangsläufig. Sie kann verhütet werden, wenn man den von der modernen Technik überfluteten Kulturen hilft, sich im Besten ihres Seins wiederzufinden und die Technik in den Dienst des Menschen zu stellen und nicht den Menschen zum Sklaven der Technik werden zu lassen. Es gibt bei der Entwicklungshilfe primäre Probleme, die nicht vom Wirtschaftlichen her lösbar sind. In der Zeitschrift „Afrika“ (München 3, 1959) stand ein sehr kluger Artikel des schwarzen Wirtschaftsexperten Antoine Lawrence, in dem gerade auf diesen Sachverhalt hingewiesen wurde. Man liest dort: „... Für uns, die Unterentwickelten, ist die wirtschaftliche Seite des Problems nicht einmal so wichtig wie die menschliche... Der afrikanische Mensch und seine traditionelle Umwelt sind wichtiger als die wirtschaftliche Struktur und die Höhe des zu investierenden Kapitals... Die Planung für die wirtschaftliche Entwicklung Afrikas muß in erster Linie allgemeine Maßnahmen für die Bildung der Menschen vorsehen, denn das

ist die Voraussetzung für die rein wirtschaftliche Seite der Aufbaupläne.“

Zu dieser Bildung gehört auch eine Arbeitserziehung im ethischen Sinne. Denn wie sollen die Entwicklungsländer die Arbeitsenergien aufbringen, um im Rahmen der Industriewirtschaft die Fremdhilfe in Selbsthilfe zu überführen, wenn sie kein entsprechendes Arbeitsethos haben? „Man soll sich nicht der Illusion hingeben, als ob der Aufbau und das Funktionieren industrieller Betriebe und die Überwindung der Unterentwicklung ausschließlich eine Frage des Kapitals und der maschinellen Ausrüstung seien. Es geht hier vor allem um ein Problem der Mentalität. Genauigkeit, Pflichtgefühl, Zuverlässigkeit, Schätzung der Arbeit sind Voraussetzungen für den Aufbau eines Industriestaates, die ebenso wichtig sind wie Drehbänke, Kohle, Rohöl und elektrische Energie. In diesem Sinne muß in Afrika noch ein großer Schulungsprozeß vor sich gehen“ (Walbert Bühlmann OFMCap in „Priester und Mission“, 3, 1959). Es ist bekannt, welche Schwierigkeiten heute der ausländischen Entwicklungshilfe die religiös-heidnisch bestimmten Vorstellungen über den Sinn der Arbeit, vor allem der Handarbeit, sowie der ganze Komplex von Mythen, rituellen Vorschriften, religiösen Tabus usw. bereiten. Die christliche Mission hat sich stets bemüht, den christlichen Sinn der Arbeit durch Wort, Beispiel und Anleitung zu verbreiten. Da die nichtchristlichen Religionen heute ihre Wirkmächtigkeit über die Arbeitsgesinnung verlieren, bleiben zur Füllung des entstandenen Vakuums praktisch nur noch die christliche und die kommunistische Arbeitsideologie übrig . . . In der ethischen und fachlichen Arbeitserziehung haben die Missionen Großleistungen vollbracht. Sie riefen z. B. in Afrika den Stand der Handwerker erst ins Leben. Es ist Unrecht, wenn man ihnen heute vorwirft, die Zahl ihrer Berufsschulen (in Afrika waren es 1955 740) sei zu klein. Die Regierungen haben bis zum Ende des zweiten Weltkrieges Gründung und Betrieb solcher Schulen fast ausschließlich den Missionen überlassen, die dafür die Kosten aufbringen und den Lehrkörper stellen mußten. Ihre Versuche, die Lehrlingsbildung über den Bereich der Mission zu erweitern, stießen auf das Unverständnis der Behörden und der weißen Unternehmer, die z. B. in Afrika diese Lehrlinge jahrelang wie ungelernete Arbeiter behandelten. Erst heute beginnt man unter dem Druck der Situation („Hilfe durch Selbsthilfe“!) zu begreifen, wie unersetzlich für eine im Aufbau begriffene industrialisierte Gesellschaft sowohl wirtschaftlich als auch sozialpolitisch jener landwirtschaftliche und handwerkliche Mittelstand ist, den die Missionen schaffen wollten. Hinsichtlich der durch die christlichen Missionen vermittelten Allgemeinbildung wird bei vielen die Tatsache Staunen erregen, daß in Afrika bis zum Ende des zweiten Weltkrieges 90 Prozent aller Schulen Missionschulen waren. Die Schulen sind augenblicklich Gegenstand lebhafter Kritik der Entwicklungsplaner, weil sie eine zu einseitige intellektuelle Bildung vermittelten, die zuwenig auf die praktischen Notwendigkeiten des Lebens abgestellt war. Diese Feststellung gilt uneingeschränkt für die oberen Schulstufen, deren Unterrichtspläne aber von den Regierungen, nicht von den Missionen bestimmt wurden. Die meist nur auf wenige Jahre begrenzte Volksschulbildung, die nur Lesen, Schreiben und Rechnen vermittelte, konnte aber nicht die Weichen für eine Entwicklungsplanung stellen! Hier mußte der Schwerpunkt auf die nachschulische Fortbildung der Jugend gelegt werden, der sich die entwickelteren christlichen Missionen durch ihre

von ihnen geleitete Lehrlingsausbildung sowie ihre landwirtschaftlichen und handwerklichen Schulen eifrig widmeten, während die Behörden weitestgehend auf eigene Initiativen verzichteten.

Es sollten hier nur einige Grundwerte christlicher Entwicklungshilfe in den Missionen hervorgehoben werden. Der Raum verbietet, auf die Bemühungen zur sozialen Hebung der Frau, auf die Fürsorge für Mutter und Kind, die Familienerziehung, das Genossenschaftswesen, die sozialen Schulen und Sozialsekretariate, die Spar- und Darlehenskassen, die umfassende Gesundheitsfürsorge der Missionen einzugehen. Mit der materiellen, technischen Anleitung ist hier immer eine aufopfernde Tätigkeit geistiger Einwirkung und Erziehung verbunden gewesen.

#### *Glaubensverkündigung und sozial-caritativer Dienst*

Die Gebetsmeinung will nun so aufgefaßt werden, daß die Katholiken sich bemühen sollen, bei der Entwicklungshilfe den Notstandsländern auch geistliche, religiöse Hilfe zu leisten. Das letzte Ziel kirchlicher Entwicklungshilfe kann immer nur das geistliche Wohl, das ewige Heil der Bewohner dieser Gebiete sein. Wenn wir bei der Leistung der Entwicklungshilfe darum beten und durch echte Opfergesinnung bei Spendung der materiellen Hilfe von Gott wirksame Bekehrungsnaden für sie zu erlangen suchen, wird der soziale Hilfsakt in keiner Weise in seinem Eigensein verdunkelt und seine von äußeren Bekehrungsversuchen unbelastete Selbstlosigkeit nicht der Anzweiflung ausgesetzt, desgleichen nicht, wenn die in dieser Hilfe tätigen Katholiken durch ihr persönliches Beispiel christlichen Lebens für die christliche Religion werben. Anders wäre es, wenn man Sozialaktion und Glaubensverkündigung verquicken würde. Der Leiter des Zentrums der katholischen Sozialsekretariate in der Französischen Gemeinschaft, R. de Montvalon, schrieb einmal (Les Missions Catholiques, 3, 1953) zu dieser Frage: „ . . . Die Missionsländer sind im religiösen Glauben gespalten. Eine hohe kirchliche Persönlichkeit in Rom sagte uns jüngst: ‚Achten Sie wohl darauf, die soziale Tätigkeit vom spirituellen Apostolat zu unterscheiden.‘ Wenn in der Tat die Sozialaktion der Christen den Nichtchristen als eine aufgespannte Falle zu ihrer Bekehrung erschiene, würden sie deren Schlußfolgerungen zurückweisen . . . Die Organismen christlicher Sozialaktion werden also klar kundtun, daß die soziale Tätigkeit ihr einziges Ziel ist. Das bedeutet nicht, daß wir uns mit aller uns möglichen Geschicklichkeit als Agnostiker tarnen dürfen, um den Einfluß unserer Sozialaktion auszubreiten . . .“ Dennoch haben Glaubensverkündigung und soziales Wirken der Kirche eine tiefe innere Einheit. Die Frage, worin diese Einheit besteht und wie sie sichtbar gemacht werden kann, ist heute besonders akut, wo die kirchliche Sozialaktion vor neuen Gegebenheiten steht. So ist es dankenswert, daß Georg Schückler auf der Generalversammlung der Päpstlichen Missionswerke zu Osnabrück (Juli 1959) an Hand der Heiligen Schrift als des Wortes Gottes die Frage des Verhältnisses von missionarischer Verkündigung und sozial-caritativem Handeln der Kirche untersuchte und hier die Einheit der Urfunktionen der Kirche gerade in deren Verschiedenheiten darlegte (der Vortrag erschien in erweiterter Form unter dem Titel „Mission und sozial-caritativer Dienst. Grundsätzliche Erwägungen zur Fastenopferaktion Misereor“, „Priester und Mission“, 1, 1960): Christi messianisches Heilswirken ist immer auf den ganzen Menschen

ausgerichtet; umfaßt also Seele und Leib. Sein Selbstzeugnis macht deutlich, daß die von ihm bewirkten Wunder der Heilung, die zunächst einfach ein Akt erbarmender Liebe sind, offenbar machen, was Er kündigt: den allumfassenden Heilswillen Gottes. Das in Christus gekommene Heil offenbart sich nicht zuletzt darin, daß auch der Leib und die Dinge in die rechte Ordnung kommen. Aber auch die Verkündigung der Heilsbotschaft gehört zu den Anzeichen der Heilszeit: Armen wird die Frohbotschaft von Gottes liebendem Heilswillen verkündet. Verkündigung und Dienst der Liebe, Wort und Werk, Seelsorge und Leibsorge stehen nicht nebeneinander, sondern ineinander als die eine und ganze Heilstat Christi und seiner Kirche, durch die die gesamte Kreatur heimgeholt wird vom Falle und erhoben wird in den Gnadenanteil an Gottes Herrlichkeit. So gibt es keine Verkündigung ohne Diakonie und keine Diakonie ohne Verkündigung. Die aus dem Glauben geführte und in der Liebe sichtbare Verkündigung soll die Heiden bereiten, daß sie sich in der ihnen von Gott bestimmten Stunde ihrer Erwählung von Gott erreichen und heimholen lassen. So hat die Leibsorge und alles soziale Tun christlich den Sinn, das Liebesopfer und unser aller Bruder ist, konkret vor der Welt zu bezeugen. Heute, wo von der Kirche eine universale Diakonie gefordert wird, ist die sozialpolitische Aktion eine notwendige Folge ihrer Diakonie und ihres grundsätzlichen Selbstverständnisses und Auftrags, Lebensprinzip der Gesellschaft zu sein.

Die in Caritas und sozialem Tun sichtbare und wirksame Liebe der Kirche handelt um des Bruders willen. Dies wird gerade in unserer Zeit sichtbar werden müssen, weil der Diakonie der Kirche immer wieder das Mißtrauen begegnet, die Hilfe, die sie anbietet, sei nur „Mittel zum Zweck“, ihre Hilfeleistungen seien nur „Vorwerke“, die die Menschen gleichsam überlisten sollen, damit sie sich der Wahrheit erst versehen, wenn sie schon gefangen sind. Das Neue Testament hat nirgends, wenn es die Nächstenliebe gebietet, diese der Verkündigung in *der* Form untergeordnet, daß sie nur ein „Hilfsmittel zur Bekehrung“ darstelle. Eine so geartete Zuordnung von dienender Liebe und missionarischer Verkündigung würde eine Verkehrung der Liebe bedeuten. Wenn die Liebe den Leib befreit, so nicht, um die Seele zu fesseln. Die Liebe liebt, um zu lieben. Wo immer das Prinzip „do ut des“ angewandt wird, ist ein Verrat der Liebe gegeben. Die Liebe liebt darum auch den, der sich nicht bekehrt. Es gibt eine letzte Indifferenz der Liebe dem „Erfolg“ gegenüber. Sie tut ihren Dienst, selbst wenn niemand ihr danken wollte, sowenig sie andererseits dem Herrn verschweigen wird, in dem sie ihren Ursprung und Quellgrund hat.

In zeichengebendem Zeugnis für die Liebe Gottes und seiner Kirche zu den Menschen erschöpfen sich die unmittelbaren Möglichkeiten spiritueller Beeinflussung seitens der christlichen Entwicklungshilfe. Alles übrige ist Werk der Gnade, die nicht zuletzt durch die christliche Liebe und Opfergesinnung derer herabgerufen wird, die sich dem sozial-caritativen Wirken der Kirche widmen.

#### **Der Hunger in der Welt: Dorf- und Gebietsentwicklung in Nordkamerun**

In Kamerun besteht ein ausgesprochenes Ungleichgewicht zwischen dem Norden und dem Süden des Landes (über diesen Gegensatz vgl. „Die Unabhängigkeit Kameruns und die Zukunft der Kirche“, in Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 230). Während der

Süden des Landes einigermaßen erschlossen ist und auch über eine ausreichende Infrastruktur verfügt, ist der Norden nahezu unerschlossen geblieben. Die 750 000 Kirken des Nordens, die Heiden sind, leben an der Grenze des Existenzminimums. Der Grund für das wirtschaftliche Zurückbleiben der drei nördlichen „Regionen“ des Landes südlich des Tschadsees liegt weitgehend in ihrer Bodenbeschaffenheit: es ist ein Savannengelände. Wichtiger freilich als die natürlichen Gegebenheiten des Landes sind ethnische, soziale und religiöse Gründe. Die Kirdi sind sudanesischer Herkunft (die Südbevölkerung gehört überwiegend der Bantugruppe an), sie sind Animisten, während ihre unmittelbaren Nachbarn im Süden Muslimen sind; sie stehen schließlich auch heute noch in einer, wenn auch schwachen Abhängigkeit von den feudalen muslimischen Fulbeherrschern, die die besten Weideplätze des Nordens für sich und ihre Glaubensgenossen in Beschlag genommen haben.

Der Gedanke, den wirtschaftlich sehr armen Kirdi zu helfen, drängt sich um so mehr auf, als in absehbarer Zeit mit einer wirksamen wirtschaftlichen Entwicklung des nördlichsten Kamerun durch die Regierung im Süden nicht zu rechnen ist. Diese hat ihre eigenen Sorgen und Probleme, von denen noch zu sprechen sein wird.

Der Chef des „Centre de Coopération pour le développement économique et humain“ in Paris, Bertrand de la Rocque, hat nun einen Plan ausgearbeitet, um dem Norden Kameruns wirtschaftlich und sozial zu helfen. Er hat sich dabei an das Bischöfliche Werk in Aachen mit der Bitte gewandt, diesen Versuch personell und finanziell zu unterstützen. Auf Grund einer Untersuchung, die de la Rocque persönlich durchführte, hat man sich jetzt entschlossen, von einem Dorf (Mayo Ouldeme) aus, ca. 140 km Luftlinie südlich vom Südufer des Tschadsees, zwischen Mora und Mokolo, der Hauptstadt der Region Margui-Wandala, das Kirdi-Gebiet zu entwickeln.

#### *Aufgaben und Methode*

Ansätze, die dieses Vorhaben erleichtern könnten, sind nicht vorhanden. (Man verfügt lediglich über die Erfahrungen, die die Kleinen Brüder Jesu bei ihrer Arbeit unter der einheimischen Bevölkerung gemacht haben.) Das Team, das das Entwicklungsvorhaben tragen soll, wird bestehen aus einem Arzt, einer Hebamme, einer Sozialassistentin, einem Landwirtschaftsingenieur, einem praktischen Landwirt, einem Maurermeister, einem Lehrer. Es soll vordringlich folgende Aufgabe erfüllen: Unterrichtung der Bevölkerung; Versorgung mit besserem Saatgut, Düngern, landwirtschaftlichen Geräten und Zuchtvieh, Wasserbeschaffung und sinnvolle Bekämpfung der Boden-erosion (der durch das hier übliche Buschfeuer und Brachliegenlassen der Böden Vorschub geleistet wird); Schaffung von Möglichkeiten von Lagerung, Konservierung und Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse; Anleitung der Bevölkerung in hauswirtschaftlichen, hygienischen und Ernährungsfragen; Errichtung und Unterhalt eines Dispensariums, ärztliche Versorgung der Bevölkerung; Entwicklung eines Dorfes zu einer selbständigen Gemeinschaft, die in der Lage ist, kulturell, sozial und sanitär zum Helfer und Motor der regionalen Entwicklung zu werden.

Angesichts der Tatsache, daß sich in dem zu „entwickelnden“ Dorfe Mayo Ouldeme nichts vorfindet, worauf man aufbauen könnte, können hier die sonst üblichen Entwick-

lungsmethoden nicht angewendet werden. In der Beurteilung des Projekts durch die Geschäftsstelle des Bischöflichen Werkes heißt es daher: Obgleich das Projekt Pilotprojekt sein will, „setzt es mit vollem Bewußtsein in einem noch völlig unentwickelten Raum ein... Sein Schwerpunkt liegt nicht im Institutionellen, sondern im persönlichen Engagement einer Gruppe einsatzbereiter Menschen.“ Es entstamme in gewisser Weise dem „esprit d'engagement“ des französischen Katholizismus. Die Gruppe wird versuchen müssen, auf dem Wege persönlichen Kontakts, persönlicher Freundschaft und Hilfe das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen. Erst am Ende soll das Erreichte dann auch institutionalisierte Formen annehmen (z. B. durch Genossenschaften). Wie die Zusammensetzung der Gruppe erkennen läßt, wird die „Entwicklung“ nicht in einem Sektor voranstoßen (z. B. Wirtschaft), sondern die zirkuläre Verursachung der Stagnation voll berücksichtigen.

Das Projekt der französischen Gruppe wurde sowohl von der derzeitigen Regierung Kameruns wie auch von der Generaldirektion der Assoziierten Gebiete der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (Brüssel) befürwortet.

#### *Vorsichtsmaßnahmen*

Das „Centre de Coopération“, Paris, das der Rechts-träger des Projekts ist, hat von der Bischöflichen Kommission zur Durchführung des Projektes 481 550 DM erbeten, davon 218 250 DM als Darlehen.

Die Bischöfliche Kommission hat sich nur zur Übernahme von 266 187 DM entschließen können (davon 84 827 DM als langfristiges Darlehen), obwohl 1. das Projekt gut vorbereitet ist, 2. das Centre über eine große Erfahrung in ähnlichen Arbeiten verfügt, 3. hier versucht wird, durch einfache menschliche Kontakte von unten her zu helfen, 4. keine isolierten Maßnahmen vorgesehen sind (Berücksichtigung der zirkulären Verursachung).

Auch die Bewilligung dieser Teilsumme ist noch an folgende Bedingungen geknüpft worden:

1. Das Centre darf jeweils keine höheren Beträge oder Güter nach Kamerun transferieren, als augenblicklich benötigt werden. Sollte die Arbeit des Teams aus irgendwelchen Gründen vorzeitig abgebrochen werden müssen — das Projekt hat eine Laufzeit von drei Jahren —, dann müßte das Centre die nicht gebrauchten oder benötigten Beträge dem Bischöflichen Werk wieder zurückzahlen.
2. Das Centre ist gehalten, über die sonst üblichen Bedingungen hinaus, vierteljährlich über die finanzielle Entwicklung wie die sachliche Arbeit in der Berichtszeit ausführlich zu berichten.
3. Sollte das Centre einen neuen Antrag auf die vom Bischöflichen Werk nicht bewilligte Restsumme zur Durchführung des Projekts einreichen, so müßte es zuvor einen ausführlichen Rechenschaftsbericht (sachlich wie finanziell) über die erste Arbeitsperiode einreichen.

#### *Politische Bedenken*

Diese Kautelen sind nicht als ein Mißtrauensvotum des Bischöflichen Werkes gegenüber den Bemühungen des französischen Centre anzusehen. (Wäre dem so, dann hätte das Bischöfliche Werk besser dem französischen Projekt die Unterstützung versagt.) Auch das ungewöhnliche Ziel des Unternehmens, ein Modellprojekt in einem völlig unentwickelten Raum zu realisieren, und zwar auf einer

Basis, die jede exakte Angabe über die einzuschlagenden Methoden unmöglich macht, dürfte die Vorsicht der Bischöflichen Kommission gegenüber dem Kirdi-Projekt nicht in erster Linie hervorgerufen haben.

Die eigentliche Schwierigkeit für das Projekt liegt in dem für ihn vorgesehenen Raum und Zeitpunkt. Kamerun ist am 1. Januar dieses Jahres selbständig geworden. Es wird, wenn dieses Heft erscheinen wird, vielleicht schon seine ersten freien Wahlen zur Bestellung einer Nationalversammlung hinter sich haben. Was im Lande zur Zeit vor sich geht, weiß niemand genau zu sagen, auch die Einheimischen nicht. Der allgemeine Eindruck ist der, daß das Land an der Schwelle des Bürgerkrieges steht, daß die derzeitige Regierung, mit dem 37jährigen muslimischen Premier Ahmadou Ahidjo an der Spitze, nicht das Vertrauen der Bevölkerung genießt, daß die legalen politischen Parteien nur eine Scheinexistenz führen und daß die Opposition, die „Union des Populations du Cameroun“ (UPC), eine kryptokommunistische Partei, die freilich in mehrere Flügel gespalten ist, im Verein mit dem Allgemeinen Gewerkschaftsbund von Kamerun (CGCT), der dem internationalen kommunistischen Gewerkschaftsbund angeschlossen ist, ständig an Boden gewinnt: weil sie in das nationalistische Horn bläst, d. h. jede Zusammenarbeit mit Frankreich und auch mit der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft strikte ablehnt und die Vereinigung von Britisch- und Französisch-Kamerun ständig proklamiert (obgleich durch eine Vereinigung der beiden Teile Kamerun nicht die gewünschte ethnische und sprachliche Einheit gewänne).

Das Interesse Moskaus an Kamerun und — was wichtiger ist — seine Chancen, hier zum Zuge zu kommen, sind groß, nicht nur weil es über eine von ihm abhängige, zahlenmäßig starke Partei mit einem — freilich negativen — Programm, von ihm abhängige Gewerkschaften und eine Reihe von Frontorganisationen verfügt, sondern weil auch andere nichtkommunistische Parteien scharf gegen den französisch orientierten Kurs der Regierung eingestellt sind. Dazu kommt, daß am 1. Juli 1960 der Truppenvertrag zwischen Kamerun und Frankreich ablaufen wird. Zur Zeit gründet sich aber die Autorität der Regierung nur auf die Anwesenheit der im Lande stationierten französischen Truppen. Wie bis zum 1. 7. Ahidjo Ordnung im Lande geschaffen haben will, aus welchen Leuten er bis dahin eine zuverlässige Polizeitruppe rekrutieren will, weiß niemand zu sagen.

Das als Entwicklungsprojekt vorgesehene Kirdidorf im Norden scheint weit weg von den unruhigen Süddprovinzen des Landes zu sein. Aber es wäre sicher nur eine Frage der Zeit, bis die Wellen des Umsturzes (im Sinne der kommunistischen UPC) die Regionen des Tschadgebietes erreichten. Dem derzeitigen Träger des Projekts würde mit Sicherheit sofort jede Arbeitsmöglichkeit genommen sein.

**Einheimische  
Erzbischöfe und  
Bischöfe lösen die  
Missionsbischöfe ab**

Mit dem ersten Afrikaner, Erzbischof Rugambwa von Rutabo, der als Kardinal in den höchsten Rat der Katholischen Kirche eingezogen ist, sind auch die ersten beiden afrikanischen Erzbischöfe ernannt worden. Man erwartet in nächster Zeit noch mehr Bischofsweihen von Einheimischen.

Schon auf dem Missionskongreß von Nimwegen im September vorigen Jahres (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 55 ff.) war deutlich geworden, daß die Missionare

sich zum großen Teil immer mehr darüber klar werden, daß die Kirche in den Missionsländern nur dann Hoffnung auf Bestand und Blüte hat, wenn die verantwortlichen Ämter in ihr von Einheimischen besetzt werden. Im Laufe der letzten Monate hat deshalb eine ganze Reihe von Missionsbischöfen auf ihren Sitz zugunsten einheimischer Kräfte verzichtet. Als ersten afrikanischen Erzbischof ernannte der Heilige Vater Ende Januar den Weihbischof von Cotonou in Dahomey, Bernard Gantin, zum Nachfolger des zurückgetretenen Missionserzbischofs Louis Parisot von Cotonou, der im Alter von 74 Jahren auf seinen Sitz verzichtete. Erzbischof Gantin ist erst 37 Jahre alt und wurde erst vor zwei Jahren, 35jährig, zum Weihbischof geweiht. Seine Inthronisierung erfolgte am 17. März.

Als zweiten Afrikaner erhob Papst Johannes XXIII. den Weihbischof John Kodwo Amissah von Cape Coast, Ghana, zum Erzbischof dieses Sitzes. Sein Vorgänger, Missionserzbischof William Thomas Porter, ein Engländer von der Afrikanischen Missionsgesellschaft von Lyon, hatte bereits im vergangenen Mai auf den erzbischöflichen Stuhl von Cape Coast verzichtet. Der neue afrikanische Erzbischof ist 1922 geboren; er wurde 1949 zum Priester geweiht und erhielt 1957 die Weihe als Weihbischof seiner Heimatdiözese Cape Coast.

Weitere Missionsbischöfe sind zurückgetreten von ihren Sitzen Ouagadougou, Abidjan, Tabora und Tananarive (Madagaskar), offenbar in dem Willen, einheimischen Bischöfen Platz zu machen. Das gleiche ist kürzlich in einem anderen Missionsland, in Burma, geschehen, wo Erzbischof Falière von Mandalay zurückgetreten und an seine Stelle ein einheimischer Erzbischof, Msgr. Jean-Joseph U Win, getreten ist.

Damit ist die Zahl der neu ernannten einheimischen Bischöfe keineswegs erschöpft; es soll hier nur auf den besondern Vorgang bewußter Ablösung der „Ausländer“ durch die Einheimischen hingewiesen werden.

## Ökumenische Nachrichten

**Ein evangelisches „Weltkirchenlexikon“** Seit langem erwartet, ist nun das neue „Handbuch der Ökumene“ unter dem nicht ganz eindeutigen Titel „Weltkirchen-Lexikon“ erschienen, im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages herausgegeben von dem Amerikaner Franklin H. Littell und von Hans Hermann Walz, Generalsekretär des Kirchentages (Kreuz-Verlag, Stuttgart 1960, 1760 Spalten = 880 S.). Der fast zu starke Band, der mit vielen Bildbeilagen ausgestattet ist, wird von DDr. Reinold v. Thadden-Trieglaff in einem Geleitwort mit der Aufgabe bedacht, „in erster Linie der Gemeinde zu dienen“. Der deutsche Herausgeber stellt ihm die besondere Aufgabe, „den heutigen Stand des in den letzten Jahrzehnten in Gang gekommenen ökumenischen Gesprächs wiederzugeben“. Ist diese wichtige Aufgabe gelungen?

Diese Frage wird durch das mutige Werk selbst herausgefordert. Es liegt einfach die Notwendigkeit für alle Beteiligten vor, für die Mitarbeiter der Ökumenischen Bewegung, für die Zuschauer wie auch für die römisch-katholischen Gesprächspartner —, deren 1952 gegründete Organisation „Katholische Konferenz für ökumenische Fragen“ übrigens kein Stichwort bekommen hat —, nach den ersten Dezennien ökumenischer Arbeit, nach den

vielen guten Protokollen des Zentralaussschusses des Weltrates der Kirchen, der Studienkommission und anderer Gremien wie „Faith and Order“, endlich einmal eine Art Generalprotokoll zu erhalten, das die geleistete Arbeit zusammenfaßt und die offenen Fragen genau umreißt. Man möchte außerdem sagen: auch für das kommende Ökumenische Konzil, das nach der Pressekonferenz von Kardinal Tardini vom 30. 10. 59 wirklich den Mythos von der „Selbstisolierung der katholischen Kirche“ widerlegt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 103 ff.), wäre es ein Desideratissimum, daß die Ökumenische Bewegung ihr Wesen, ihre Auswirkungen, ihre Tiefe und ihre Ergebnisse übersichtlich präsentiert, eine unentbehrliche Voraussetzung für den Anspruch an Rom, als Partner angenommen zu werden. Hat das „Weltkirchenlexikon“, das letztlich ein Anliegen des Deutschen Evangelischen Kirchentages wahrnimmt, auch diese Aufgabe bewältigt?

Wer ein Lexikon macht oder daran mitwirkt, kennt die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe, die Not der rechten Auswahl. Für die Ökumenische Bewegung ist sie besonders groß, weil alle Fragen noch im Fluß sind und jedes Zentralproblem nur in vielfältiger Brechung entfaltet werden kann. Es ist sogar die Frage, ob diese Aufgabe überhaupt von Fulda her, ob sie nicht nur von Genf her als eine Arbeit ersten Ranges des Generalsekretariats des Weltrates der Kirchen selbst geleistet werden kann. Vielleicht wäre es dann möglich gewesen, dem Lexikon, unbeschadet einer alphabetischen Anordnung des Stoffes, eine stärkere Systematik zu geben. So entsteht der Eindruck, daß der lexikalische Usus die Herausgeber beherrscht hat. Von A—Z, von Abendmahl, das übrigens einem Exponenten der Opfertheologie, Max Thürian von Taizé, übertragen wurde und eine glänzende Eröffnung des Bandes gibt, bis Zölibat und Zypern ist die ganze Welt eingefangen, in Ländern, Erdteilen, allen christlichen Gemeinschaften (ein wertvoller Dienst zu authentischer Konfessionskunde), von der römisch-katholischen Kirche, die leider Oberkirchenrat Sucker bearbeitet hat, statt ihr eine Selbstdarstellung zu gewähren, bis zur Heilsarmee, Persönlichkeiten aus Kirche und Theologie, die ganze Flucht ökumenischer Organisationen, zusammengefaßt in dem hervorragenden Generalstichwort „Ökumenischer Rat der Kirchen“ von H. H. Walz, theologische Kernfragen wie Kirche (Nygren), Gottesdienst, Hierarchie, apostolische Sukzession (recht konfus von St. C. Neill behandelt, um die anglikanischen Blößen zu verdecken), Tradition (Florowski), Eschatologie (H.-D. Wendland), dazu die historischen Aufrisse, in die sich Peter Meinhold (u. a. Papsttum) und der Katholik Oskar Köhler geteilt haben, das ist im einzelnen weitgehend gekannt; und es ist für die gemeinten Leser, die Laien, die sich kein drei- oder sechsbändiges Lexikon kaufen können, wie das EKL oder die RGG, ein Vorteil, daß nur die nötigste Literatur zitiert wird, um den Einsatz in die Sache zu finden. Als Lexikon zweifellos ein Gewinn, obwohl Fachleute das meiste auch in den obengenannten Fachlexika finden könnten. Aber dieses Werk will nicht nur die Kenner zuverlässig bedienen.

*Es fehlt etwas*

Und doch, in die Freude und die Dankbarkeit für diese Orientierung mischt sich ein Gefühl der Enttäuschung, für Kenner wohlgemerkt. Es will uns scheinen, daß diesem Buch die „Blume“, der eigentliche Reiz der Ökumenischen